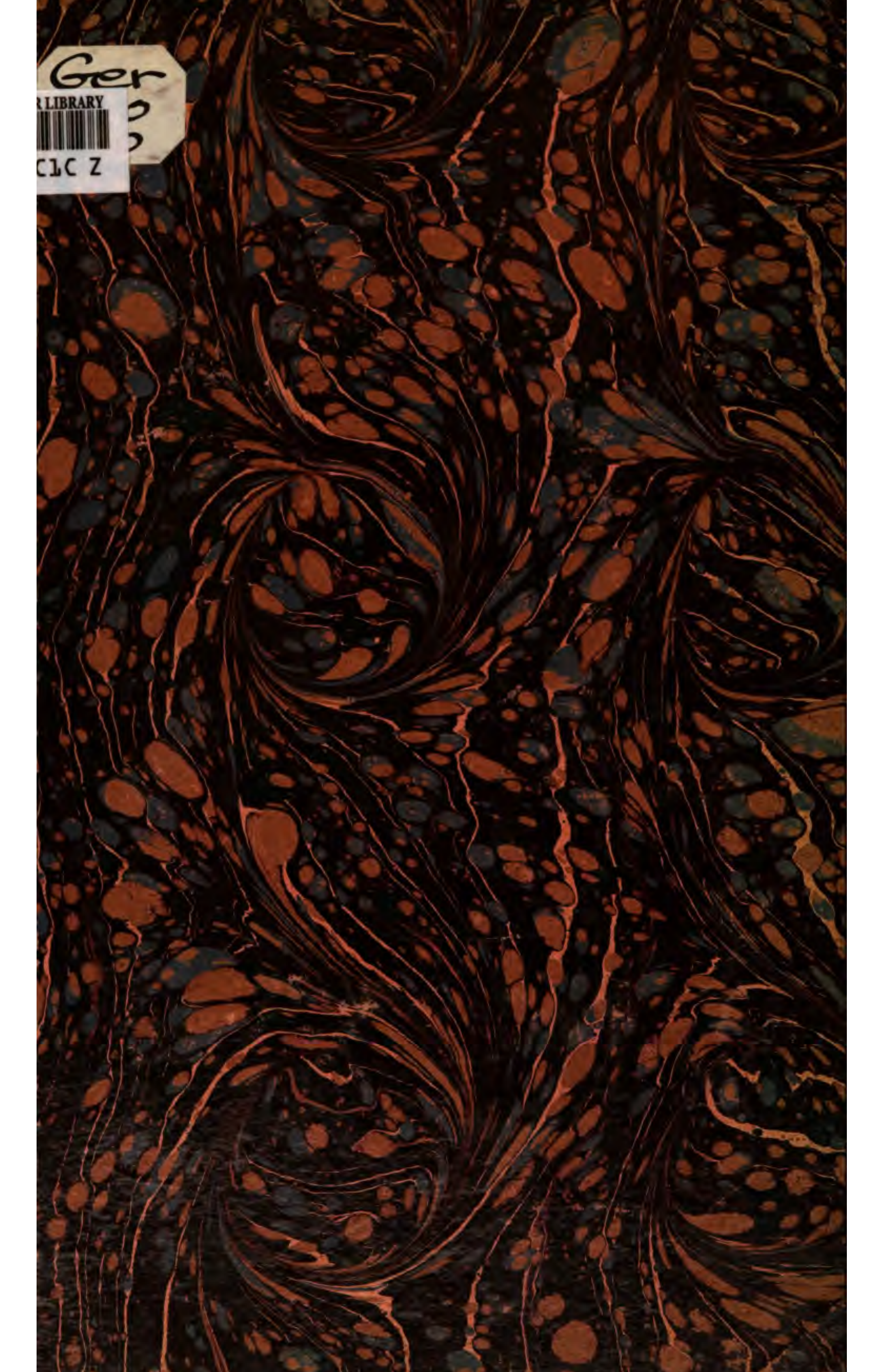
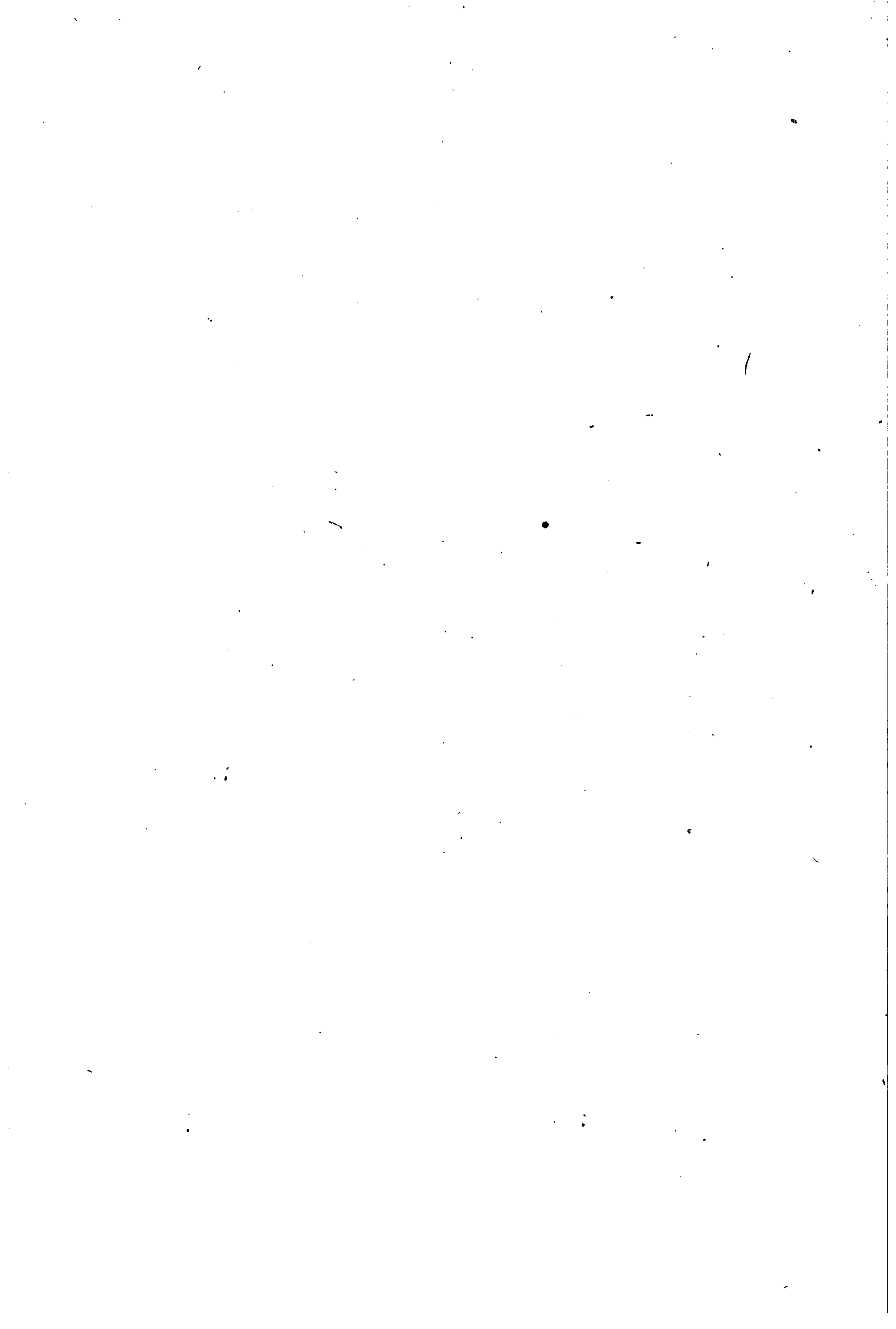

Ger
LIBRARY
C1C Z





Historische Studien.
Heft XXXI.

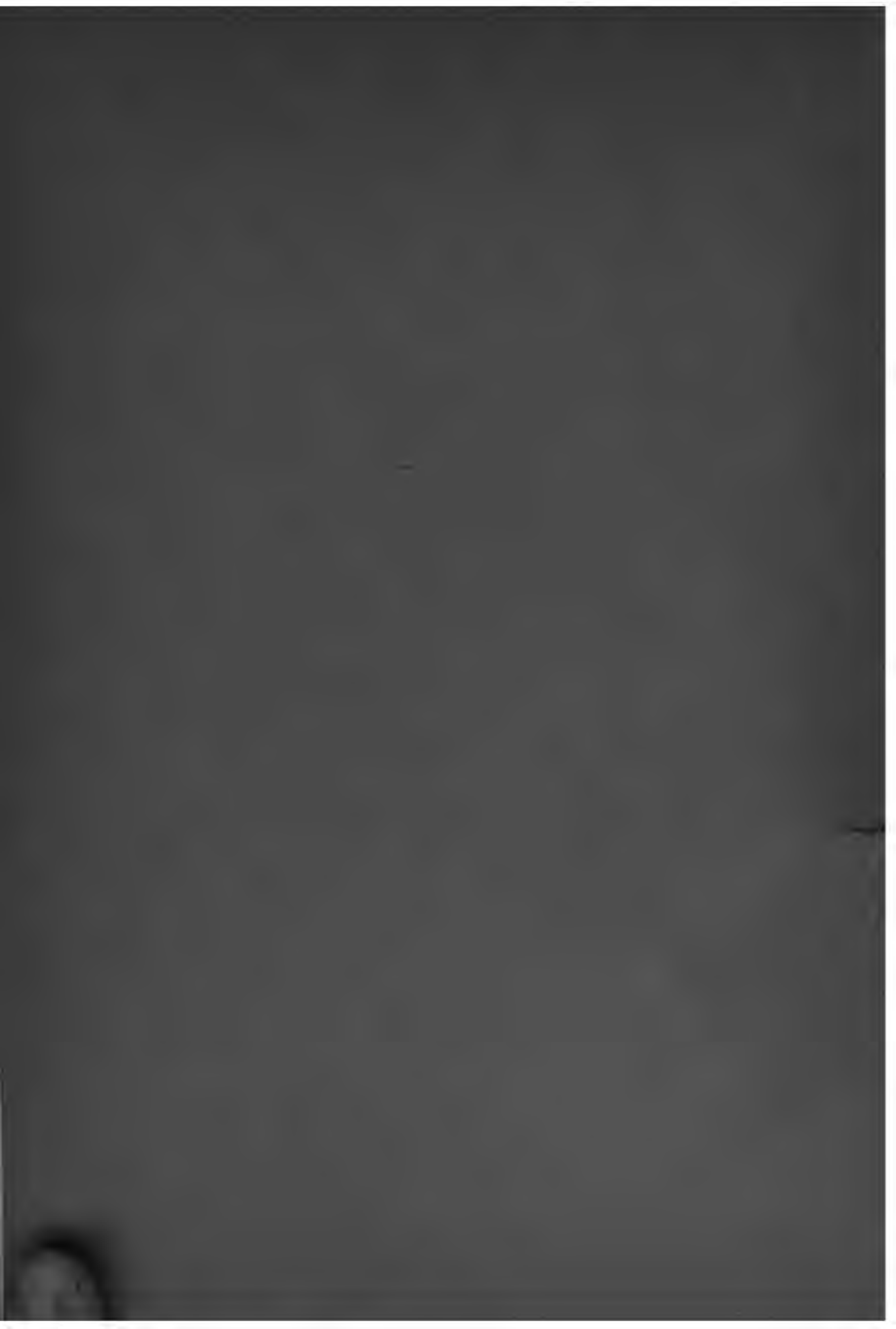
Zur Kunde des deutschen Privatlebens

in der Zeit der salischen Kaiser.

Von

Johannes Kunze
Dr. phil.

Berlin 1902.
Verlag von E. Ebering.



HISTORISCHE STUDIEN

VERÖFFENTLICHT

VON

E. EBERING

DR. PHIL.

HEFT XXX.

ZUR KUNDE DES DEUTSCHEN PRIVATLEBENS IN DER ZEIT DER SALISCHEN KAISER. VON DR. JOHANNES KUNZE.

BERLIN 1902.

Zur Kunde des deutschen Privatlebens

in der Zeit der salischen Kaiser.

Von

Johannes Kunze
Dr. phil.

Berlin 1902.
Verlag von E. Ebering.

Meinen lieben Eltern

in Dankbarkeit gewidmet.

Vorwort.

In der folgenden Arbeit möchte ich einige Beiträge zur Kunde des deutschen Privatlebens in der Zeit der salischen Kaiser geben. Zu diesem Zwecke ist der grösste Teil der historischen Quellen, welche in den „Monumenta Germaniae historica, Scriptores“ herausgegeben sind, und der poetischen benutzt worden. Bei letzteren ist der angegebene Zeitraum überschritten, da sich eine feste Schranke nicht ziehen lässt; auch einige historische Quellen aus dem Beginne der Hohenstaufenzeit sind berücksichtigt worden.

Ich will keine erschöpfende Darstellung des privaten Lebens geben, sondern nur den gefundenen Stoff zusammenstellen und so eine Fortsetzung der Studie von Johann Sass, „Zur Kultur- und Sittengeschichte der sächsischen Kaiserzeit. Ein Beitrag zu den deutschen Privataltertümern“ bringen. Auch habe ich nur einige Seiten des Privatlebens behandelt.

Anleitung bei der Benutzung des Stoffes haben die Werke: Karl Weinhold, „Die deutschen Frauen in dem Mittelalter“ und Alwin Schultz, „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger“ gegeben.

Meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Paul Scheffer-Boichorst, der mir die Anregung zu dieser Arbeit

gegeben und mich stets mit Rat und That gütigst unterstützt hat, sage ich auch an dieser Stelle noch meinen herzlichsten Dank.

Für freundliche Hinweise und Hilfe bei der Ausgestaltung zum Druck bin ich Herrn Dr. Otto Cartellieri aufrichtig dankbar.

Potsdam, im Januar 1902.

Inhalt.



Erstes Kapitel.

Kindheit.

War den Eheleuten Kindersegen versagt, so brachten sie Gott und den Heiligen Gelübde dar, legten Gaben an den Altären nieder, spendeten Almosen den Armen und machten Schenkungen an die Mönche eines Klosters, damit sie durch deren Fürbitte Erhörung ihrer Gebete fänden.[1] Als äusseres Zeichen aber, welches den inneren Herzenswunsch empfehlend bezeichnen sollte, weihten sie das Bildnis eines kleinen Knaben. Waren sie begütert, so liessen sie es aus Silber oder Gold anfertigen, natürlich in geringer Grösse, und legten auf die fleissige Ausführung durch einen tüchtigen Künstler viel Wert.[2] Trotz dieser guten Werke war den

1. Cosmae Chronica Boemorum, M. G. SS. IX, 91, 1 fg.:
Juditha coniunx Wladizlai ducis Poloniorum — Haec cum esset sterilis, semet ipsam semper mactabat, offerens vivam hostiam Deo cum lacrimis, vacans elemosinis, viduis subveniebat et orphanis, aurum et argentum nimis large dispartiens per monasteria, commendabat se orationibus sacerdotum, ut per suffragia sanctorum quam natura negaverat et ex divina gratia prolem obtineat fg.

2. Vita Bennonis ep. Osnabrugensis, M. G. SS. XII, 61, 24 fg.:
Sed cum diutina infaecunditate tritasti sine prole mansissent, seque pro hac necessitate divinis arctius solito mancipassent obsequiis, si forte eis divina bonitas pro esurientium cibo algentiumque vestitu seu aliis misericordiae operibus gaudia sobolis largiri dignaretur optatae, seque votis adhuc diutinis frustrari quererentur, tandem desperatione pene suborta, qui forte

Eltern des Benno ihr Herzenswunsch noch nicht erfüllt worden. Da pilgerten sie auf den Rat ihrer Freunde nach Rom zu den Gräbern der Apostel, opferten dort das Kinderbild und gelobten, wenn ihnen ein Sohn geschenkt würde, ihn für den Dienst des Altars zu bestimmen. Und hier wurden endlich ihre Bitten erhört. Von den Heiligen, von deren Fürbitte man sich besonderen Erfolg versprach, werden der heilige Egidius, die heilige Margareta[1] und die

---

in vicinia erant, religiosorum cognitioni et amicorum res ista est perlata consilio. Qui omnes concordi sententia a divina clementia poscendum amplius instantiusque exigendum fore suadebant. Itaque ... Romae apostolorum limina invisere devotissima mente tractabant. Sed ne in conspectu Dei vacui apparerent exteriorque devotio interioris recommendaret affectum, fieri iubent, unius similitudinem pueruli ex argento purissimo, eamque pro modulo suo parvulae quantitatis imaginem artificis ingenio diligenter effictam secum deferentes, Christoque et apostolis eius sui desiderium cordis signo locuturi, profecti sunt Romam. Ubi per aliquot dies commorantes et loca sancta perlustrantes . . . id vel maxime flagitare coeperunt — conditione insuper huiuscemodi super hac re sponte oblata, ut si haec Deus pro sua pietate vota compleret, qui primus eis nasceretur ex filiis sacris eum literis et officio vellent mancipare divino. Hac igitur piae devotionis et intentionis sponsione devincti, in patriam remeantes, non multo post tempore filium genuerunt.

1. Die Marter der heiligen Margareta in Haupt, Ztschr. f. dt. Alt. I, 189. Margareta betet vor ihrer Enthauptung:

v. 673. Ich will dich pitten mer
Des geber mich auch lieber herr
Welich man oder auch weib
Mit cheüschait halt jren leib
Ob sy an chinder pär sein
Mit jn tue auch dy genad dein
Ob du des wild geruchen
Das sy das an dich süchen
Und mich zw poten sendent

heilige Verena in Zurzach genannt. Die heilige Verena ist, wie Rochholz nachweist, die alte alemannische Gaugöttin, die Geburtshelferin und Schützerin der Ehe.[1] An sie wenden sich der kinderlose Herzog Hermann von Alemannien und seine Gattin und bringen an ihrem Grabe die Nacht zu; und so thaten es noch viele.[2]

Es gab aber auch Ungläubige, wie den Frankengrafen, von dem die Wundergeschichte der heiligen Verena erzählt.[3] Als ihm die Zurzacher Stiftsherren rieten, ihre Heilige anzuflehen und ihr einen, wenn noch so geringen Teil seines Reichtums zu opfern, um Söhne zu erhalten, wies er sie spottend mit den Worten zurück: „Solche sind ja doch nur kraftlos und unnütz im Kriege!" Bemerkenswert ist das Bedenken, welches der Abt des Klosters des heiligen Egidius hat.[4] Er fürchtet: „Wir könnten Gott beleidigen, wenn wir ihn gegen seine Vorherbestimmung mit unseren Bitten belästigen, obgleich er um der Verdienste unseres Patrons willen manchmal den Bittenden gewährt, was ihnen die Natur versagt."

Das es jn jn guet werd geendet
So las mich das herr erwerben
Das du jn gebst ein erben . . .

1. E. L. Rochholz, Drei Gaugöttinnen Walburg, Verena und Gertrud als deutsche Kirchenheilige, Leipzig 1870 S. 95 fg. besonders 124 fg.

2. Ex Miraculis S. Verenae, M. G. SS. IV, 458,8: Herimannus Alamannorum dux cumque filios non haberent, simili modo venerunt adorare sanctam virginem Verenam et in ipso loco pernoctaverunt — Multorum nomina scimus nominare . .

3. Ex Miraculis S. Verenae, M. G. SS. IV, 459, 10: ut — veniam virginis imploraret et aliquam portiunculam suae hereditatis quamvis parvulam illi donaret ut filios habere potuisset — in ridiculum prorumpens: Hi tales, dicebat, in virtutibus sunt fragiles, in rebus bellicis semper inutiles.

4. Cosmas Chronica Boemorum, M. G. SS. IX, 91, 11.

Ueber die Geburt eines Kindes war natürlich grosse Freude, zumal wenn es der vielleicht schon heiss ersehnte Erbe und Stammhalter war. Verwandte und Freunde eilten herbei, die Freude der Eltern zu teilen.[1] Für ein glückliches Vorzeichen galt es, wenn dem Kinde bei der Geburt noch ein Stück der feinen Eihaut anhaftete, man nannte es den „Westerhut".[2] Wie E. H. Meyer hinweist, ist allen Germanen der Glaube eigen und noch heute bei den Bauern in einigen Gegenden erhalten, dass dieses Häubchen das Kind schütze und glücklich machen werde.[3] Nach der Geburt wurde das Kind sorgsam gebadet, in Windeln und Tücher gehüllt und in die Wiege gelegt. Auch der jungen Mutter stand man hilfreich und sorgend zur Seite. Man scheint auch überirdische Kräfte angerufen zu haben; so wird einer Frau geraten, damit sie schnell gebäre, dreimal mit dem rechten Fusse auf den Boden zu stampfen und eine Beschwörungsformel zu sprechen.[4] Die Kirche wies

---

1. Adelbrechts ‚Johannes' (C. Kraus, Deutsche Gedichte des zwölften Jahrhunderts 1894) p. 18.

v. 64. wie fro der uater des was!
do daz die mage vernamen,
uil sciere si dar chomen.
si frooten sich alle besunder.

2. Die Hochzeit, Karajan, Deutsche Sprachdenkmale des zwölften Jahrhunderts, Wien 1846.

27, 3. diu treffent an daz wenige
chint daz diu muotir da gebirt
unde ez got gemahelet wirt
so bezeichent daz uingerlin
den westerhuot sin den daz chint
ouffe hat als ez zeiungist erstat.

3. Elard Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde, Strassburg 1898, S. 103.

4. Hs. in der öffentl. Bibl. zu Linz Bl. 195_a, Hoffmann, Fundgruben II, 106.

die Frauen in solchen Nöten an die heilige Margareta als Fürbitterin.[1] Weitere Angaben über den Beistand, welchen man der Wöchnerin leistete, sind nicht vorhanden; er wird aber sehr unvollkommen gewesen sein.

Der Brauch der Kinderaussetzung hatte in der Vorzeit bei den Deutschen[2] wie bei allen Naturvölkern bestanden. Noch Otto von Bamberg[3] fand ihn sehr herrschend bei den benachbarten heidnischen Pommern, welche die weiblichen Geburten töteten, um die männlichen besser aufziehen zu können. Auch in Deutschland kam solches noch in dieser Zeit vor. Wie die Annales Floriacenses berichten, wollte ein Elternpaar eine Missgeburt in ihrem Schmerz und ihrer

---

Ut mulier cito pariat tribus vicibus cum dextro pede in domum in qua iacet calca et dic eo aptius ut ille audire possit hec.

1. Die Marter der heiligen Margareta, Ztschr. f. dt. Alt. I, 187. Margareta bittet Gott:

v. 643. Ob ain weyb jn jerer nöt
Mich nenn sand margareth
Und ob es umb sey also stet
Das sy zw dem chindlein get
Oder ob sy mich nenn schyer
So erfül jr her jr pegir
Oder ob sy mein marter pey jr hab
650. Das sy dester senfter chöm des chindleyns ab.

2. K. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter 1897, Bd. 1, 79.

3. Ebonis Vita Ottonis, Jaffé, Bibl. V, 628. Illic ergo in catezizatione requisitum est a mulieribus, quod infantes necassent — nam crudelitate paganica puellas necare, et mares reservare solebant. Vgl. 635: ne filias suas necarent, nam hoc nephas maxime inter eos vigebat. Vgl. Herbordi Dialogus de vita Ottonis, M. G. SS. XX, 741, 35. Et quod omni immanitate crudelius erat, femineos partus enecare, ne ultra fieret, mulieres collaudare monebat. Nam usque ad haec tempora, si plures filias aliqua genuisset, ut ceteris facilius providerent, aliquas ex eis ingulabant, pro nichilo ducentes parricidium.

Scham vergraben und warf sie, als es trotz wiederholter Versuche nicht gelang, sie zu töten, in den Fluss. Doch lässt der Geistliche, der solches berichtet, die himmlische Strafe folgen.[1] Gewisse Verhältnisse mochten damals wie heute zum Aussetzen des Kindes drängen. Es geschah aber wohl meistens in der Hoffnung, dass edle Menschen sich des Findlings annehmen werden.[2] Nicht lange nach der Geburt, manchmal schon am anderen Tage,[3] fand die Taufe statt, oder man verlegte sie auf die grossen kirchlichen Feste. So waren in Pommern von Otto von Bamberg der heilige Sabbath des Oster- und Pfingstfestes als gelegene Tauftage bezeichnet.[4] Die Taufe wurde vollzogen, indem man das Kind in das Wasser tauchte. Verweltlichte Geistliche forderten für sie wie für andere gottesdienstliche Handlungen Geld, und ein armer Mann musste einmal mit seinem Kinde von Priester zu Priester laufen, ohne von ihnen die Vollziehung der Taufe zu erlangen, da sie von ihm keinen Gewinn erwarteten.[5] Die Kirche forderte

---

1. Annales Floriacenses M. G. SS. II, 255, 30. Infantem quoque fama vulgante audivimus natum fuisse, omnium animalium pedes habentem -- Quem parentes dolore et rubore confusi his terque terra occulentes, dum nequeunt eum perdere, consilio accepto in fluvio demerserunt. Cuius 'casum tantus vocum fragor secutus est, ut tota regio eiulasse crederetur.

2. Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. VII, S. 629. (Fabelgesch. aus Afflighem) comes — Namensis, qui inter cetera elemosinarum opera quendam infantulum in rupe quodam expositum, cum offendisset, vagientem miseratus, nutricem sibi provideri, et deligenter educari.

3. Vita Theoderici M. G. SS. XII, 39, 1 peperit filium . . . Mane facto mater eum baptizari et Theodericum in baptismate fecit nominari.

4. Herbordi Vita Ottonis ep. Babenb. M. G. SS. XX, 732, 35 fg.

5. V. Heriberti archiep. M. G. SS. IV, 747, 44: Egenus erat peculio, pagano onustus infantulo, quem per totam urbem

die Taufe, stürben die Kinder ohne sie, so seien sie der Hölle verfallen, müssten das Feuer dulden und fänden bei Gott kein Erbarmen.[1] Die Gevatter hoben das Kind aus der Taufe.[2] Nach den Satzungen der Kirche sollten sie nicht Verwandte zu nahen Grades sein, die Gevatterschaft zwischen Schwager und Schwager, Bruder und Schwester erschien anstössig.[3] Gern wurden Geistliche dazu gewählt. So bat Heinrich III. den Abt von Cluny, bei seinem Sohne, dem späteren Kaiser Heinrich IV., Pate zu sein.[4] Zwischen Gevatter und Patenkind sollte, wie auch Otto von Bamberg die neubekehrten Pommern lehrt, ein inniges Verhältnis bestehen, wie zwischen Eltern und Kindern.[5] Die Namen „patrinus“ und „commater“ geben dem Ausdruck. Eine echte Gevatterin ist die Mutter des Ruodlieb, sie liebt ihr Patenkind und dessen Mutter wie ihre Kinder, besucht sie

---

baiulans, a nullo sacerdotum poterat exigere, at aquae salutis eum dignaretur immergere, quod hi sui pompa penuriae huius non attenderent, isti dissimularent, nisi questum acciperent.

1. ‚Anegenge‘, Hahn, Gedichte des zwölften u. dreizehnten Jahrhunderts, 1840, S. 11, 74.

unt wie diu armen kindelein
Daz fiver haben gechoufet
die da ungetouffet
Schaident von hinnen

12, 14 daz sich got uber siu nicht erbarmet

2. Ebonis V. Ottonis, Jaffé, Bibl. V, 635 ne etiam filios suos et filias ad baptismum teneant; sed sibi patrinos querant (Vorschriften an die Pommern).

3. Canonici Wissegradensis Continuatio Cosmae. M. G. SS. IX, 139, 47.

4. Brief Kaiser Heinrichs III. an den Abt Hugo von Cluny, Giesebrecht, Gesch. d. dtsch. Kaiserzeit II, 720, Documente A. Nr. 12.

5. Ebonis V. Ottonis, 635: patrinis etiam fidem et amiciciam ut carnalibus parentibus servent.

häufig und vergisst nicht, ihnen immer etwas mitzubringen.[1] Der Täufling wurde nach der Vorschrift des römischen Rituals in neue weisse Gewänder gekleidet.[2] Der „Westerhut“, welchen das Kind mit auf die Welt gebracht hatte, war sorgsam aufbewahrt worden und wurde ihm in die Taufe mitgegeben als ein Zeichen, ‚daz ez got gemahelet wirt‘.[3] Dieser Brauch findet sich ebenfalls noch heute bei den Bauern.[4]

Gleichzeitig wurde ihm der Name gegeben;[5] man wählte einen, der in der Verwandtschaft gebräuchlich war.[6] Daher dürfe man nicht, wie der Verfasser der Vita Wolfkangi, Othlo, meint,[7] von dem Namen auf den Charakter des

1. Ruodlieb, ed. Fr. Seiler 1882. 271. X, 10.
Illa meam natam de fonte leuauerat istam
Et pro natabus propriis nos post habet ambas,
Sępeque nos uisit uel nobis tunc aliquid fert.

2. Ebonis V. Ottonis, 635: Pommern: infantes suos — cum candelis et cappa, que dicitur „vestis candida“ et patrinis comitantibus ad baptismum deferant.

3. „Die Hochzeit“, Th. G. v. Karajan, Deutsche Sprach-Denkmale des zwölften Jahrhunderts 1846. 27,5
unde ez got gemahelet wirt
so bezeichent daz uingerlin
den westerhuot sin den daz chint
ouffe hat als ez zeiungist erstat.

4. Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde 1898. 103.

5. V. Theoderici M. G. SS. XII, 39,4. mater eum baptizari et Theodericum in baptismate fecit nominari.

6. K. Weinhold, D. deutschen Frauen I, 84—85. Vita Bennonis Episcopi Osnabrugensis M. G. SS. XII, 61, 43 Eltern des Benno: filium genuerunt, cui ex cognationis denominatione Benno vocabulum esse voluerunt.

7. Othloni V. S. Wolfkangi. M. G. SS. IV, 527, 32. Verumtamen pro nulla suae malitiae nota hoc nomen ei imponebatur, sed quadam consueta suae cognationis appellatione — 42. Hinc itaque apparet, quod nullus iustificatur vel reprobatur ex nomine.

Trägers schliessen. Sein Heiliger habe den Namen Wolfkang nur erhalten, weil er in der Familie üblich sei. Doch zeigt diese Verwahrung, dass man noch daran dachte, wie in der Vorzeit dem Namen innere Bedeutung beizulegen. Das bestätigt auch eine Stelle in einem Briefe des Abtes Bern von Reichenau, in der er sagt, sein Feind heisse mit Recht Wolfrat, da er ihm wie ein Wolf nachstelle.[1]

Nach Verlauf einiger Zeit, wohl von vierzig Tagen, ging die Mutter mit ihrem Kinde zur Kirche und empfing den Segen des Priesters; so war es Sitte und Gebot der Kirche.[2]

Nährte die Mutter das Kind nicht selbst, so übergab sie es einer Amme;[3] es war das in den vornehmen und begüterten Kreisen üblich.[4] Grosse Achtung zollte man der Amme. Ihre treue, mütterliche Pflege[5] wurde ihr durch die Liebe des Kindes gelohnt; war es ein Mädchen, so folgte sie ihm bei der Heirat in das neue Heim als Dienerin

---

1. Brief des Abtes Bern von Reichenau. N. A. XIII, 630. ille — Wolfrat, cuius vocabulum iure mihi videtur interpretari posse lupi consilium — dum lupino me dente assidue mordet et lacerat.

2. Ebonis V. Ottonis, 635: Vorschriften an die Pommern: et ut mulieres post partum ad ecclesiam veniant et benedictionem a sacerdote, ut mos est, accipiant. Vgl. Weinhold, Deutsche Frauen, I, 95.

3. Weinhold, Deutsche Frauen I, 91.

4. Leben des Bischof Ulrich von Augsburg von Berno in: Leben des Bischof Ulrich von Augsburg von Albertus hrs. v. J. A. Schmeller München 1844. S. 3. Cap. I. Cujus parentes — secundum seculi hujus dignitatem clari et nobiles . . . . Qui talis ac tantae prolis foecunditate divinitus ditati, mox eundem cuidam fideli ad alendum, ut mos est, commendaverunt nutrici.

5. Die Marter der heiligen Margareta, Ztschr. f. dt. Alt. I, 159 v. 125 Dy amb zoch dj tochter bescheid
Müeterlichen gar an allen neyd.

und Vertraute.[1] Das Kind war so in den vornehmen Ständen vielfach der Amme und den Dienerinnen anvertraut, aber auch Mutter und Grossmutter warteten es und hatten ihre Freude, wenn es beim Laufenlernen fühlend an Stühlen und Bänken umhertappte, wie es der Dichter des Pilatus so liebevoll schildert.[2]

Die ersten Jahre verliefen den Kleinen im fröhlichen Kinderspiel. Da trieben die Knaben den Kreisel[3] und hatten Gefallen an Hunden und Vögeln, wie ihre Eltern.[4] In fröhlich-ausgelassenem Spiele tummelten sich die Mädchen im Freien, sangen, schlugen die Zither und tanzten den Reihen dazu.[5] Zu gemeinsamer Freude vereinigte Knaben

---

1. Genesis, Diu Buochir Mosis, Massmann, Deutsche Ged. ds. zwölften Jhs.: (Der Rebekka) v. 2053. si gaben ir mite ir ammen.

2. Ruperti Chronicon S. Laurentii Leodiensis M. G. SS. VIII, 266, 40. Comitissa, ut solebat, parvulos praesentari iubet. Pilatus, Massmann, Dt. Gd. ds. 12. Jhs.

v. 157 mit liebe mit guten hogen
di zvei den dritten zugen
unz an di stunde,
daz er sih begunde
mit uözen unde mit henden
uersuchen an den wenden
an benken unde an stulen.

3. Cosmae Chron. Boemorum M. G. SS. IX, 67, 28.
Aut iuvat in circo puerili ludere throco
Isengrimus in Reinhart Fuchs von Jakob Grimm, Berlin 1834. S. 6.

v. 147 . . . sicut
ludentes pueri saxa rotunda rotant.

4. Chronicae Polonorum M. G. SS. IX, 448, 29. Et quamvis sit puerorum nobilium in canibus et in volucribus delectari.

5. Vita Theoderici abb. Andaginensis M. G. SS. XII, 40.

und Mädchen das Ballspiel.[1] Des Abends sassen sie wie heute an der Strasse,[2] erzählten sich Märchen, gaben sich Rätsel auf und fanden ihr Vergnügen daran, in Reimen manches zu deuten.[3] Ein solches Reimspiel hat uns ein Dichter überliefert. Es ist das alte Sprüchlein, welches die Kinder noch heute hersagen, von den einzelnen Fingern der Hand, ihren Namen und ihrer Geltung.[4]

so ist der grozeste.
unter in der nutzeste.
daz ist der dume.
der hilfet in sliume.
280. wande si ane in ne mugen
sa niuweht gehaben.
Der da bi stat.
ein ie gelich ding er zeiget.

---

17. (Puella) Nam ut assolet illa aetas, numquam puellarum lascivias aut negligentias secuta, numquam ineptiis et ludis earum fuit delectata — cum ceterae concurrebant ad publicum — cumaliae streperent, psallerent et puellariter choreis se exercerent.

1. Alexander, Ged. des zwölften Jh. vom Pfaffen Lamprecht, 1850. Hrsg. v. Dr. H. Weismann Frankfurt a. M.

v. 1311 daz er mit anderen kinden
des balles spilen gienge.

Vgl. 1297.

2. Alexander,

v. 3215 di jungen an der strâzen
dâ si ze spile sâzen.

3. J. Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter 1873. S. 64, 66. S. 68. Ein „Lügenmärchen“, das spätestens dem Anfange des elften Jahrhunderts angehört, beginnt: „Mendosam quam cantilenam ago puerulis commendatum dabo, quo modulos per mendacem risum auditoribus ingentem ferant.

4. Die Buochir Mosis in Massmann, Deutsche Gedichte des zwölften Jahrhunderts S. 238. v. 276 fg.

der dritte heizet ungezogen.[1]
wande er ilit sich furnemen.
suare diu hant reichet
aller eriste er iz pegrifet.
In deme fierden.
scinent fingelin die zieren.
damite der man spulget
sin wib mahilen.
uch hat der chunig ze site
daz pischtum mahilen darmite.
suelchen phaffen
er ze herren wil machen.
Der minneste finger
der ne hat ambeht ander.
ne wane sos wirt not.
daz er in daz ore grubilet.[2]
daz ist ferneme gereche.
suaz iemen spreche.

Im Frühling zogen sie hinaus in den Wald und suchten Erdbeeren und brachten sie heim in Töpflein und Rindenkörbchen.[3]

Bis der Knabe kräftig wurde, die Waffen führen und das Ross tummeln zu lernen, lag die Erziehung in der Hand der Mutter und ihrer Frauen. Vornehme Eltern gaben dem

---

1. Vgl. E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel 1857. S. 104.

2. Rochholz, Alem. Kinderlied. S. 106. „Aus diesem Ohrengrübler wird ein Ohrenbläser und Angeber.“

3. Ruodlieb, S. 283. XIII, 108

Tempus pomorum non tunc fuit ulligenorum,
Ni pueri ueniunt, de silua fraga ferebant,
Quędam pars uasis, pars corticibus corilinis,
Quę singillatim legerunt undique passim.

Kinde eine „Meisterin“[1] und machten es auch den anderen Dienstleuten zur Pflicht, das Kind liebevoll erziehen zu helfen.[2] Hatte der Knabe das erforderliche Alter erreicht, vielleicht das siebente, wie beim geistlichen Unterricht, dann wurde er den Männern zur Ausbildung übergeben.[3] Eine Feier schloss vielleicht diese erste Kinderzeit ab.

Gern schickte man den Knaben zur weiteren Erziehung in ein fremdes Haus, wenn es möglich war, zu Verwandten. Es war das auch Sitte unter Freunden. Hier blieb dann der Knabe, bis er Ritter wurde.[4] Mit Fleiss wurde er erzogen. Für den künftigen Krieger und Ritter kam es vor allem darauf an, körperlich seinen Mann zu stehen. Da musste er lernen, die Waffen führen, mit dem Schilde sich schirmen, den Speer einlegen und kunstgerecht den Stich thun und dann mit dem Schwerte kundig fechten und

---

1. Kaiserchronik, Ausg. Maassmann 1849, 54. S. 198
v. 12108 Herzog: er bat sie sînen sun lêren.
sie hete michelen sin.
der hêrre hiez sie meisterin.

2. C. Kraus, Deutsche Gedichte des 12. Jhs. 1894. S. Veit v. 55 Der Heide Hylas: ein kind gewann er da,
einen sun, der was im trute.
er gebot allen seinen liuten
daz si in zugen zarte,
mit flize bewarten.

3. Vgl. Weinhold, Deutsche Frauen I, 95, J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer 410 (568.)

4. Ex vita Arnulfi ep. Suess. M. G. SS. XV, 882: Adsela gefragt, wo ihr Sohn sei: ‚Ad quendam‘, inquit, ‚potentem nostrum consanguineum — transmisi, ut cum eo degat, donec miles efficiatur. Miracula S. Trudonis M. G. SS. XV,830, 1: Lanthertus primarius villae nostrae — filiam suam, ut solet inter amicos, sorori uxoris suae commendarat ad cohabitandum illi. Vgl. Weinhold, Deutsche Frauen I 93.

decken.[1] Die Erziehung war streng und auch wohl häufig rauh, denn viele werden die Anschauung des Dichters der Kaiserchronik geteilt haben, dass nur der im Leben die Kämpfe bestehen kann, der in der Kindheit gestählt worden ist durch Frost und Hunger, Not und Arbeit.[2]

Die körperliche Ausbildung genügte aber nicht mehr allein. Es war die Forderung laut geworden, auch die Laien müssten in den Wissenschaften unterrichtet werden. Wipo forderte Heinrich III. auf, durch Gesetz den Begüterten zur Pflicht zu machen, ihre Kinder in die Schule zu senden. Denn den Deutschen allein erscheine es noch schimpflich, sich mit den Wissenschaften abzugeben, wenn man nicht Geistlicher werden wolle.[3] Es zieme sich für die Edlen, in

---

1. Alexander, Diemer, Deutsche Gedichte des elften und zwölften Jhs. 1849, S. 188.

v. 14 der lertin mit gewanen faren
unt wie er sich mit eineme silte solte bewarn
unt wie er sin spere solte tragen
ze dem, dem er wolte scaden
unt wie er den erschiesen mahti
v. 20 unt gestechen so daz tohte
unt also der stich werde getan
so lerten zu dem sverte uahen
unt damit chundiclichen slahen
unt lertin wie er sich solte bewarn.

2. Kaiserchronik S. 119 (Der zart erzogen ist:)

v. 1414 sô virtregit in die kintheit
dicke in grôz arbeit
unde nekan die selbe niht getragen
mîne kint muozen werden betwungen
mit vroste joch mit hungir,
mit nôten unde mit arbeit.

3. Wipo, Tetralogus, Wiponis Gesta Chuonradi II ceteraque quae supersunt opera ed. Bresslau 1878, S. 61.

v. 190. Tunc fac edictum per terram Teutonicorum

den Wissenschaften erzogen zu sein, sagt der Verfasser der Gesta ep. Tullensium.[1] Aber das war zu der Zeit, als er diese Ansicht ausspricht, noch frommer Wunsch. Erst allmählich gewannen solche Gedanken Boden. Die Kaiser gingen voran, wie ein Jahrhundert vorher die Ottonen. Konrad II. war noch der Wissenschaft völlig unkundig,[2] aber Heinrich III. hatte durch seine feingebildete Mutter Gisela eine ausgezeichnete Bildung erhalten.[3] Eine solche wurde auch seinem Sohne, dem jungen Heinrich IV., zuteil. Doch dürfen wir uns die Bildung der weltlichen Grossen, wenn sie vorhanden war, nicht sehr bedeutend vorstellen.[4] Denn schon die Fähigkeit, die lateinisch abgefassten Briefe zu lesen, wird in Chroniken und Dichtungen als „gebildet“

Quilibet ut dives sibi natos instruat omnes
Litterulis legemque suam persuadeat illis
v. 199. Solis Teutonicis vacuum vel turpe videtur,
Ut doceant aliquem nisi clericus accipiatur.

Vgl. E. Steindorff, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich III. 1874, I, S. 125.

1. Gesta ep. Tullensium M. G. SS. VIII, 643, 18: anno 1018. domnus Herimannus — litterarum studiis, ut decet nobiles, adprime eruditus.

2. Bresslau, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Konrad II. Bd. II, 342. Wiponis V. Chuonradi Imp. M. G. SS. XI, 262, 39.

3. Wipo, Tetralogus.

v. 161. Haec operam dederat, quod rex in lege studebat;
Illa sibi libros persuaserat esse legendos.

Vgl. E. Steindorff, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich III. Bd. I S. 11. — Bresslau, Konrad II. Bd. 2, 344.

4. Vgl. F. A. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland 1885 S. 231 fg.

besonders hervorgehoben. so bei Heinrich II., bei Heinrich IV. und im Rolandsliede bei den heidnischen Königen Paligan und Marsilie.[1] Auch dass Alexander an Darius mit eigener Hand einen Brief schreibt, wird ausdrücklich betont.[2] Sehen wir schon unter den Fürsten so geringe Ausbildung in den Wissenschaften, so müssen wir sie uns bei den Edelleuten als kaum vorhanden denken. Wie Wipo klagte, erschien es ihnen schimpflich, sich mit den Wissenschaften abzugeben. Es hiess so viel, wie Geistlicher werden, wenn ein Knabe Unterricht in den Wissenschaften erhielt. Daher auch der Zorn des Ritters in der Vita Theoderici, als seine Frau das Söhnchen heimlich in den Anfangsgründen unterrichtet hat, da er ihn doch zum Ritter und zu seinem Erben bestimmt hatte.[3] Wie hier, so hat aber wohl manche andere Edel-

---

1. Annalista Saxo M. G. SS. VI, 618, 59 Heinrich II.: Quo lecto — litteratus enim fuit. — Konrads Rolandslied, Ausg. W. Grimm 1838. S. 77,6 Marsilie:

selbe er den brief las
wande er wole geleret was.

247, 34. Paligan: also ich selbe an sinem briue las.

2. Alexander, Diemer, Deutsche Ged. 215, 9—10.

er screib in selbe mit siner hant.

3. Vita Theoderici abb. Andag. M. G. SS. XII, 39, 10 fg.

. . cum iam fere septennis esset, patre eius inscio, qui eum, quod ipse erat, fieri terrenum militem et rerum suarum disponebat heredem, mater visionis suae non immemor, primis eum litterarum dedit imbuendum elementis: flagrans omnibus votis filium suum abstrahi a vanitate et tumultibus huius saeculi, et facere ministrum in domo Domini . . . . (Vater) qui filium suum a litteris abstractum domi servari iussit, interminatus uxori gravia, si posthac eum praesumeret tradere his disciplinis.

Vgl. Hartwig Floto, Kaiser Heinrich IV. und sein Zeitalter 1855 Bd. I S. 54. Fr. v. Löher, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter Bd. III S. 166.

frau ihren Kindern einige Kenntnisse mitgeteilt, denn die Frauen waren in ihnen meist den Männern der Laienwelt weit überlegen. Die Ritter konnten wohl, wie Ruodlieb, weder lesen noch schreiben und mussten sich, um die Briefe zu erledigen, eines Sekretärs, eines sciolus, bedienen.[1] So nahm selbst ein Abgesandter Heinrichs IV., ein Bruder des Erzbischofs Adalbert von Bremen die Hilfe seines Schreibers beim Lesen eines lateinischen Briefes in Anspruch.[2] Mit der zunehmenden Geltung aber, welche die Frauen im gesellschaftlichen Leben erhielten, mit der zunehmenden Verfeinerung der Sitten, ziemte es sich bald für den Ritter, in der Gesellschaft der Frauen sich gefällig zu benehmen, zur Unterhaltung beizutragen und sich einer „süssen“ Rede zu befleissigen. Daher wurde schon bei der Erziehung auf diese gesellschaftlichen Künste viel Wert gelegt. Das Ideal der weltlichen Erziehung eines jungen Fürsten giebt uns das Alexanderlied[3] in der Kindheitsgeschichte seines Helden. Er lernt Griechisch und Latein, Buchstaben auf Pergament setzen und manche Bücher auswendig und andere Weisheit genug; er wird in der Musik unterrichtet, im Saitenspiel auf Rotten und Leiern und im Gesang; er lernt, wie gross die Zahl aller Dinge, wie weit die Sonne von dem Mond und wie hoch der Himmel ist. Aristoteles lehrt ihn, wie die Schiffer auf dem Meere den Gang der Gestirne erkennen. Und nicht zum mindesten wird er unterwiesen, zu Gericht zu sitzen, das Unrecht vom Recht zu scheiden und das Landrecht zu sprechen. Die

---

1. Ruodlieb V. v. 228.
Susceptaque dice sciolum facit hanc recitare.

2. Brunonis de bello Saxonico liber, Scriptores rerum germanicarum in usum scholarum Hannover 1880 S. 8. Ille nil moratus sigillum fregit, clericum suum, quid illae litterae vellent, exponere sibi praecepit.

3. Alexander, Diemer, Deutsche Gedichte S. 187, 19 fg.

Kenntnis des Rechts war die Pflicht eines Fürsten und Herren;[1] die Unterweisung darin wird ein Hauptteil im Unterrichte ihrer Söhne gewesen sein. Wie für Alexander war es auch für jeden Ritter bei der Liebe zur Musik und bei derBedeutung, welche sie bereits im gesellschaftlichen Leben hatte, wünschenswert, darin unterrichtet zu sein. Ruodlieb, das Ideal eines Ritters, konnte so schön die Harfe spielen, dass die Spielleute beschämt zurücktraten.[2] Der junge Ritter musste ferner lernen, sich den zunehmenden Regeln des Anstandes und der höfischen Zucht gemäss zu benehmen. Da musste er „mit zuhten wol“ sprechen, zur rechten Zeit aber schweigen können. Zucht und Treue sollten bei ihm zusammen wohnen.[3]

War die Ausbildung beendet, so wurde er feierlich mit den Waffen umgürtet. Dieser Ehrentag des Jünglings hiess die Schwertleite und wurde bei Fürsten besonders festlich begangen.[4] Die Kirche beteiligte sich daran und segnete die Waffen ein. Gleichzeitig wurde der Jüngling auch für mündig erklärt. Bei Heinrich IV. fand die Schwertumgürtung

---

1. Kaiserchronik Bd. II S. 402.
v. 15223. Kaiser Ludwig. kint der vursten slaht
hiez er lêren die phâht
v. 15230. er rihte wol der diete,
alse iz die phât gebôt.
2. Ruodlieb IX, 27 fg.
3. Kaiserchronik v. 1672 fg.
4. Alexander, Diemer, Deutsche Gedichte,
S. 192, 23. un bin ich funzen iar alt
25. unt bin also chomen ze minen tagen
daz ich wole wafen mach tragen.
Heinrich von Melk, hrs. v. R. Heinzel 1867, Erinnerung S. 67.
v. 520. nû lâzze wir in zû der swertläite
mit allen vreuden volchomen.

und Mündigkeitserklärung 1065 statt, als er fast das fünfzehnte Jahr zurückgelegt hatte. Erzbischof Eberhard von Trier erteilte den kirchlichen Segen.[1] Das gleiche Alter hat bei der Schwertleite der junge Alexander im Alexanderlied.

Ueber die Erziehung der Bauernsöhne erfahren wir nichts. Sie werden in der Thätigkeit des Vaters unterwiesen worden sein, ohne eine andere geistige Bildung als wie sie sich von Eltern auf Kinder in Gebeten, Liedern und Geschichten überliefert.

Bei den Mädchen wurde ebenfalls viel Wert auf die Erziehung gelegt.[2] Sie waren natürlich in den ersten Jahren unter der Obhut ihrer Mutter. Später vertraute man sie einer verwandten oder befreundeten Familie an[3] oder übergab sie einem Kloster. Hier unterwiesen sie die Nonnen in allen weiblichen Handfertigkeiten und teilten ihnen auch ihre Künste mit: prächtige Stickereien zu fertigen, Bücher zu lesen und auswendig zu lernen und kunstvoll die Buchstaben auf Pergament zu setzen. Die Grundlage des geistigen Unterrichts bildete das Auswendiglernen des Psalters.[4]

---

1. G. Mayer von Knonau, Jahrb. ds. deutsch. Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V. 1890. Bd. I, 400—401.

2. Weinhold, Deutsche Frauen I, 111 fg.

3. Miracula Trudonis M. G. SS. XV, 830, 1. Lantbertus primarius villae nostrae, pincerna — abbatis, filiam suam, ut solet inter amicos, sorori uxoris suae commendarat ad cohabitandum illi.

4. F. A. Specht, Gesch. des Unterichtswesens in Deutschland S. 279. Monumenta historiae Tornacensis M. G. SS. XIV, 281, 10 fg. in monasterio puella illa fuerat nutrita (Tochter des Königs David von Schottland) — et litteris erudiretur. — Cosmae Chronicon Boemorum M. G. SS. IX, 62, 32. Judita, Tochter des Markgrafen Otto von Schweinfurt: quam bonus pater et eius optima mater, quo addisceret psalterium, tradiderant in coenobium. V. Theoderici M. G. SS. XII, 40, 48. Nam lectionem psalmorum, quae singulis diebus illi a sorore sua tradebatur.

Bei manchen war er wohl der einzige geistige Schatz; doch brachten es die meisten weiter in der Kenntnis anderer Teile der heiligen Schrift. Bei dem Bildungstrieb der Frauen scheinen die Erfolge des geistigen Unterrichts gute gewesen zu sein. Es galt schon für aussergewöhnlich und daher erwähnenswert, wenn eine Frau aus edlem Geschlecht gänzlich unkundig der Wissenschaft war.[1]

Die Erziehung der Mädchen in den unteren Ständen wird ausschliesslich in den Händen der Mutter gelegen und sich wohl meistens nur auf die Erlernung der Hauswirtschaft und der Frauenarbeiten beschränkt haben, welche in dieser Zeit noch sehr zahlreich waren.

---

1. V. Theoderici M. G. SS. XII, 38, 18. Frau: honorata natus familia . . . et cum litteras penitus ignoraret.

Zweites Kapitel.

Liebe und Ehe.

Der Verkehr der jungen Leute beiderlei Geschlechts war ein natürlicher und ungezwungener. Man fand nichts darin, wenn Jungfrauen fröhlich herbeieilten, einen schönen Jüngling zu sehen, der in die Burg ritt.[1] Die jungen Leutchen im Ruodlieb[2] setzen sich nach dem gemeinsamen Tanze zusammen, erglühen bald in Liebe zu einander und wünschen die Ehe einzugehen. Sie spielen Würfel, gewinnen sich gegenseitig ihre Ringe ab und setzen dann ihre eigene Person zum Preise. Mit ihrer Liebe halten sie nicht geheim und würden noch in derselben Nacht sich in Liebe vereinen, liesse es die Mutter zu; diese hindert aber nur die Besorgnis, den Anstand zu verletzen. Doch das Mädchen lässt sich kaum bestimmen zu warten. Selbst das Mädchen hält also nicht mit seiner Liebe zurück. Die Leidenschaft wird noch nicht durch höfische Gesetze zurückgedrängt, sondern nur durch die Rücksicht auf Sitte und Anstand geleitet. Durch Zeichen, auf den Fuss treten und mit dem Finger winken, thun sich Liebesleute unbefangen ihre Neigung kund.[3] Hierbei ist nicht der Mann der allein

---

1. Genesis, Hoffmanns Fundgruben II, 82, 3.
   Die hêren iuncfrowen ilten dich scowen.
2. Ruodlieb, Ausg. Fr. Seiler Halle 1882 IX, 58 fg.
3. Tnugdalus, in K. Hahn, Gedichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts 1840.

Werbende und Schmachtende, wie in der Minnesängerzeit; er läuft der Frau nicht nach. Das sei die Sitte eines Stutzers und Laffen, nicht eines echten Mannes. Der aber achtet die Frauen; wo er sie sieht, da grüsst er sie mit Neigen.[1] Aus dieser Anschauung heraus sind auch die kleinen namenlosen Liebeslieder und die des Kürenberc gedichtet.[2] Viele von ihnen sind Mädchen und Frauen in den Mund gelegt. Sie gestehen darin frei ihre Liebe und Sehnsucht nach dem Geliebten. Und wenn diese Liedchen auch nicht von Frauen stammen, so zeigen sie doch, dass der Mann in stolzem Selbstbewusstsein in der Liebe des Weibes Anerkennung seiner Tüchtigkeit sah. Aber schon finden sich die ersten Spuren des Minnedienstes. Heinrich von Melk, der so herb und scharf das weltliche Treiben seiner Zeit schildert, hält doch mit seinem Tadel zurück bei den Frauen des Adels:[3]

„hie muge wir der frowen wol geswîgen.
von den frowen sul wir nicht ubel sagen.“

Und schon wird auf eine feinere, den Frauen angenehme Unterhaltung bei den Rittern gesehen, sie gilt schon im 11. Jh. als vornehmstes Kennzeichen des höfischen Mannes. Die Gespräche über Liebe, welche später sich zu

---

45,87 Deines tretens uf den fuz
des ist dir nu worden buz.

46,1. Deines winchens mit dem vinger
daz ist nu worden ringe.

1. Ruodlieb. XVII, 6 fg.
Nil minus intromisi me, quam tale notare,
Quid facerent dominę; morem talem sino scurrę.
Sicubi pretereo, dominas ubi stare videbo,
Illis inclino, quo mens est ire vel ibo.

2. Des Minnesangs Frühling hrs. von K. Lachmann und M. Haupt 1888 S. 3—10.

3. Heinrich von Melk, Ausg. Heinzel (Berlin 1867) Erinnerung v. 318 und 341.

richtigen Disputationen ausbildeten, finden wir schon in der Kaiserchronik in ihren Anfängen. Da wird dem Totila die Frage vorgelegt, was ihm lieber wäre, eine Nacht bei einer schönen Frau oder ein Kampf mit einem kühnen Manne. Er antwortet, ein rechter Mann soll nimmer verzagen, seine Ehre zu verteidigen, vor der Minne aber kann nichts bestehen. Und die Liebe eines frommen Weibes macht ihn jung und gesund und höfisch und kühn.[1]

Die Ehe wurde meistens nicht aus Neigung geschlossen. Sie war eine „Verstandesehe", zu der reifliche Ueberlegung führte. Die Ebenbürtigkeit des Standes war dabei ein Haupterfordernis. Als ein Unebenbürtiger die Tochter der Beatrix zur Frau zu begehren wagt, klagt sie ihrem Bruder Udo,

---

1. Kaiserchronik, Ausg. Massmann, Quedlinburg 1849, 1854. S. 360.

v. 4598. ein baltspraeche was dâ, geheizen Almêniâ.
v. 4600. sie sprach, Tôtilâ, edele man,
dû maht wol nâher zuo den vrouwin gân:
dû bist kuone gnuoc,
des lîbes alzogis ein helit guot,
wer got, sage mir des ich dich vrâge,
v. 4605. wedir dir liebir waere
— an dîne triuwe —
ob dich ein scône vrouwe
wolde minnen alle dise naht
odir dû morgene den tac
v. 4610. in dîneme gewaefene soldis gân
vehten mit einem alsô kuonin man,
v. 4616. Der helt Tôtilâ
der antwurte ir sâ . . . .
v. 4620. ich wil dir waerlîche sagen;
nichein vrum man nesal nimmir virzagen,
swâ er mit sîneme swerte
dichein sîn êre sol beherten.
v. 4626. umbe die minne ist iz abir sô getân
dâ nemac niht lebendes vor bestân . . . .

dem Bischof von Hildesheim, dass ihr Kind, welches ihr Stolz und ihre Freude war, jetzt ihre Schande und ihr Schmerz sei. Sie bittet ihn, dafür zu sorgen, dass ihre Tochter nicht zur Schmach ihres Geschlechts unter ihren Stand heirate, denn wie eine Erhöhung der persönlichen Ehre dem ganzen Geschlechte zur Ehre gereiche, so werde eine Herabsetzung zur gemeinsamen Schande.[1] Die Ebenbürtigkeit wurde aber nicht nur aus Rücksicht auf die Standesehre gefordert, sondern war auch durch die Rechtsverhältnisse bedingt. Bei den Bauern war, wie noch heute, der Besitz Ausschlag gebend. Es kam selten vor, dass ein Reicher eine Arme heiratete. Daher fragt auch Ruodlieb, als er in einem Dorfe von einer solchen ungleichen Ehe hört, verwundert: „Wie kam das nur?"[2]

Die Eheschliessung war eine Angelegenheit der ganzen Familie; es war das geboten durch die enge Verbindung der Familie und Magenschaft, welche noch bestand. Ruodlieb[3] beruft daher, als er sich eine Frau nehmen will, seine Verwandten und Freunde und holt ihren Rat ein. Nach alter Sitte wird die Beratung mit einem Mahle begonnen, welches die Mutter von dem Hochsitze aus leitet. Nach dem Essen werden in umständlicher Feierlichkeit die Thüren geschlossen und durch kräftige Männner bewacht. Ruodlieb erhebt sich und teilt seinen Gästen sein Vorhaben mit und

---

1. H. Sudendorf, Registrum oder merkwürdige Urkunden für die deutsche Geschichte. Jena 1849. Bd. I S. 20. Filiam vero meam Sophiam, ... quilibet ad hoc longe impar uxorem sibi sperare audet . . . . Sic fructus ventris mei ante gloria, nunc mihi est ignominia et dolorem peperi, quam gaudium peperisse videbar . . . . et, ne ad ignominiam generis sui infra se nubat, cum ego non possum, vos procurate, quid, sicut ad communem generis sui honorem honoris ipsius provectio spectat, ita in commune dedecus ipsius deiectio redundat. Ruodlieb XVI, 14—17.

2. Ruodlieb IV, 30.

3. Ruodlieb XVI, 24 fg.

bittet sie ihm eine Frau vorzuschlagen, da ihm zu wenige bekannt seien. Es müsse aber eine solche sein, die seinem Geschlechte keine Unehre mache, sondern es durch ihre angeborenen adligen Sitten ziere.[1] Die Liebe kam also bei der Eheschliessung nicht in Betracht. Daher betont der Dichter bei der Vermählung von Ruodliebs Neffen mit dem jungen Fräulein ausdrücklich, dass sie sich lieb hatten.[2] Aber auch hier prüfen die Verwandten Geschlecht und Besitz der beiden.[3]

Hatte sich der Mann entschlossen, so musste er in förmlicher Weise um das Mädchen seiner Wahl werben. Er sandte einen Freiwerber, den er reichlich mit Geschenken versah.[4] Dieser Brauch hat sich ja noch heute unter den Bauern erhalten. Der Werber brachte, wohl in formelhafter Rede, auf deren gute Art man achtete, wie auch heute bei den

---

1. Vita Arnulfi ep. Suess. MG. SS. XV, 878, 2. Qui ex more nobilium digno matrimonio sociatus... Ruodlieb XVI, 56 fg.
2. Ruodlieb XV, 23 fg.
3. Ruodlieb XV, 60 fg.
4. K. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter 1897 Bd. I, 285. Genesis, Diu Buochir Mosis in Massmann, Deutsche Gedichte des zwölften Jahrhunderts.

v. 2021. (Elieser bei der Werbung um Rebekka).
er gebete zerist
der iunchvrouwen aller bezzeste
deme uater und dere muter
ioch ir bruder.
Gut waren die gebe.
wol geviel sin rede.

Die Hochzeit, in Karajan, Deutsche Sprachdenkmale des zwölften Jahrhunderts, Wien 1846.

S. 24,6. Einen boten habete er algar.
zestete sande er in dar.
er gert ir zewibe zesinem libe.
do ir diu botschaft wart gesaget . . .

Bauern, seine Werbung bei dem Mädchen und seinen Eltern und Geschwistern vor. Denn seine nächsten Anverwandten waren in der Regel zugegen. Ihren Rat hatte das Mädchen erst zu hören, bevor es sich entschied.[1] So wollte es die Sitte; sie ist ein Ueberrest der Rechtsgewohnheiten der Vorzeit, nach denen der Vater oder der Anverwandte, welcher die Mundschaft über das Mädchen besass, auch über seine Hand verfügte. Das hatte sich zu Gunsten des Mädchens allmählich geändert;[2] es wurde um seinen Willen befragt.[3] Doch wird es wohl in der Regel dem Rate seiner Verwandten gefolgt sein und seine Entscheidung auch durch moralischen Zwang, besonders im Fürstenstand, in dem eine Heirat mehr ein politischer Akt war, haben bestimmen lassen.[4] Die Einwilligung und Antwort an den Werbenden gab das Mädchen wohl in einem formelhaften Spruche. So

---

1. Vom Rechte, in Karajan, Deutsche Sprachdenkmale des zwölften Jahrh.

12,21. ez ist reht daz daz iunge wip
vil wol ziere den ir lip
diu sol einen man haben
dem sie ir vriunde wellen geben.

Die Hochzeit, in Karajan, Deutsche Sprachdenkmale . . . .

24,9. do gelobte ez diu maget.
ir vriunt guote gerieten
ez so drate.

2. H. Habicht, Die altdeutsche Verlobung in ihrem Verhältnis zu dem Mundium und der Eheschliessung, Jena 1879 S. 23.

3. Genesis. Diu Buochir Mosis in Massmann, Deutsche Gedichte des zwölften Jahrh. S. 260.

v. 2046. (Brautwerbung um Rebekka)
die maget si frageten
obe si ime wolte volgen.

4. Fundatio Brunwilarensis coenobii, M. G. SS. XIV, 129, 5 Ezzo verlobt sich mit Ottos III. Schwester: fratre iubente, matre volente, eam suam fore sponsam enunciat.

sendet das junge Mädchen, um welches Ruodlieb werben lässt, einen alten Liebesgruss.[1]

„Tantundem liebes veniat, quantum modo loubes
Et volucrum wunna quot sint, tot dic sibi minna,
Graminis et florum quantum sit, dic et honorum.“

Abweichend von der Sitte empfängt es hier allein den Werber und nimmt allein seine Werbung und sein Geschenk entgegen.[2] Geschenke an die Braut sind ebenfalls Ueberreste eines alten Rechtsbrauches.[3] Als in der Vorzeit der Brautkauf bestand, mussten sie der Familie gegeben werden. Als die Frau aber rechtlich nicht mehr als Sache, sondern als Person galt, wurde sie allein die Empfängerin. Hatten das Mädchen und seine Eltern und Verwandten ihre Einwilligung gegeben, so fand die Verlobung statt. In dem Gedichte „die Hochzeit“ vollzieht sie der Werber, indem er dem Mädchen einen Fingerring giebt: „daz was rehte gemahelin.“ Beide Teile einigen sich dann über den Tag, an welchem der Bräutigam seine Braut heimholen werde.[4] Nach den historichen Quellen ging der Freier selbst die Verlobung ein, d. h. er versprach, sich mit dem Mädchen an einem bestimmten Tage zu vermählen (desponsare). Er bekräftigte dieses Versprechen auch wohl durch einen Eid und empfing den gleichen von dem Mädchen, und zwar vor Zeugen.[5] Das war die Verlobung, das Pactum (de matrimonio contrahendo), der Anfang einer Ehe-

1. Ruodlieb XVII, 11.
2. Ruodlieb XVII, 1.
3. J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 420 (583) fg.
4. Die Hochzeit, in Karajan, Deutsche Sprachdenkmale . . . 24,11. do bevestente si der guote chneht so was gewonlich unde reht, er gap ir sin vingerlin daz was rehte gemahelin eines tages wrden si enein daz er si wolde holen heim.

5. Brunwilarensis monasterii fundatorum Actus, M. G. SS. XIV, 129,5 fg. Ezzo verlobt sich mit Mathilde, der Schwester

schliessung.[1] An dem festgesetzten Tage erschien der Bräutigam und löste sein Versprechen ein. Er vermählte sich mit seiner Braut (desponsavit). Das äussere Symbol war der Fingerring. So wird Mathilde, die Schwester Ottos III., dem Ezzo durch einen Fingerring verlobt. Er wurde aber nur vom Manne gegeben, es fand noch kein Austausch der Ringe statt.[2] Der Bräutigam steckte ihn seiner Braut

---

Ottos III: fratre iubente, matre volente, eam suam fore sponsam enunciat.

Monumenta historiae Tornacensis, M. G. SS. XIV, 287: anno 1127, Consensit iuvenis, seque eam die statuta desponsaturum iuravit, parique modo iuramentum desponsationis ab ea publice coram multis testibus accepit.

1. Ruodlieb XV, 47.

His post contribulis pactum dixit vel amicis.

XV, 21 Est quod laudatum sic, ad nos induciatum,
Ad quod praesentes mihi vos cupio fore testes.

vgl. die Ausführung von J. Ficker in seinen „Erörterungen zur Reichsgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts", Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Bd. IV, H. 1. S. 6 fg. Seine Ausdrücke für die drei Handlungen einer Eheschliessung: Verlobung (pactum de matrimonio contrahendo), Vermählung (desponsatio) und Hochzeit (nuptiae) nehme ich für die folgende Darstellung an.

2. Fund. Brunwil, M. G. SS. XIV, 129, 8. Mathilt (die Schwester Ottos III.) sponsalium more anulo subarratur. Anselmi Gesta episcoporum Leodiensium, M. G. SS. VII, 221. aurum sponsale. Vita Popponis abb. Stabulensis, M. G. SS. XI, 297, 10. Poppo will die Ehe nicht abschliessen, fürchtet aber, den Vater seiner Braut zu erzürnen: 297,13. eo maxime quod de coniunctione filiae uterque per arram firmaverat consilium.

Die Hochzeit, in Karajan. Deutsche Sprachdenkmale.

24,11. do bevestente si der guote chneht so was gewonlich unde reht, er gap ir ein vingerlin daz was rehte gemahelin.

vgl.: J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 177 (244) u. 432.

auf den vierten Finger. So sagt der Kinderreim von den Fingern:

„In deme fierden scinent fingelin die zieren damite der man spulget sin wib mahilen.“[1]

War alles geregelt, so wurde die Vermählung fröhlich gefeiert bei Schmaus und Trank und Spiel, an denen sich Männer und Frauen gemeinsam ergötzten, bis sie der Schlaf bezwang.[2]

Ausführlich schildert uns eine Vermählung das Gedicht Ruodlieb.[3] Ruodlieb hat zu der Vermählung seines Neffen die beiderseitigen Verwandten versammelt. Nach dem üblichen Mahle ziehen sich die Frauen in ihre Gemächer zurück; Ruodlieb bittet die Verwandten, Zeugen bei der Vermählung zu sein. Sie erklären sich bereit. Der Bräutigam dankt ihnen, giebt vor ihnen die Versicherung seines Willens ab und bittet sie ihm Zeugen zu sein, wenn er und seine Braut der Sitte gemäss Geschenke austauschen. Die Frauen werden nun gerufen; sie kommen, die Braut schreitet langsam und sittig voraus. Die Männer erheben sich ihnen zu Ehren. Alle setzen sich dann nieder. Nach kurzem Schweigen erhebt sich Ruodlieb, bittet um Gehör und teilt Verwandten und Freunden noch einmal mit, dass sie bereits

---

1. Genesis, in Massmann, Deutsche Gedichte . . S. 238, v. 288 fg.

2. Genesis, in Massmann, Deutsche Gedichte . . S. 260. v. 2027.
si sazen ze muse.
mit vrolicheme gechose.
da was spil unde wunne.
under wiben unde manne.
vone benche ze benche:
hiez man alluteren win scenchen.
si spilten unde trunchen.
unz in iz der slâf binam.

3. Ruodlieb XV.

verlobt sind.[1] Diese stellen nun an beide die Frage, ob sie sich zu Mann und Frau wollen. Die Brautleute bejahen es, die Braut aber setzt noch neckisch hinzu, er solle ihr treu dienen Tag und Nacht, je mehr desto lieber sei er ihr. Da auch die Mutter nichts einzuwenden hat, und auch Geschlecht und Besitz der beiden gleich sind, so stimmen die Verwandten dafür, dass sie gesetzmässig die Ehe schliessen. Der Bräutigam zieht nun sein Schwert, wischt es mit einem Tuche ab und steckt einen goldenen Ring auf den Griff. So reicht er ihn seiner Braut und sagt: „Wie der Ring den Finger ganz umschliesst, so verpflichte ich Dich zur festen und beständigen Treue. Du musst sie mir bewahren oder Dein Haupt verlieren.“ Die Braut willigt ein; der Bräutigam sagt „Amen“ und giebt ihr den üblichen Kuss. Die Umstehenden äussern ihre Freude und stimmen das Hochzeitslied an. Reich beschenkt Ruodlieb das junge Paar, er giebt dem Bräutigam „einen Rock mit schön geflammtem Pelzwerk, einen Mantel von Pelz, der mit dem Saum zur Erde reicht und auch ein schnelles, schöngezäumtes Ross. Der Braut schenkt er drei Spangen, Zierde für die Brust, vier Ringe für die Arme, äusserst kostbar, drei Fingerringe auch mit Edelsteinen und einen Scharlachmantel, ausgefüttert mit Hermelin“.[2] Auch die übrigen bringen ihnen grosse Geschenke.[3]

Es ist also zur Vermählung erforderlich, dass beide Brautleute die Erklärung ihres Willens vor Zeugen, ihren Verwandten, abgeben,[4] die beiderseitigen Familien zu-

1. Ruodlieb XV, 47. His post contribulis pactum dixit vel amicis.

2. Ruodlieb XV, 90. Uebersetzung von M. Heyne 1897 S. 82. Nr. XIV, 110 fg.,

3. Ruodlieb XV, 98. Cetera turba sua sibi dant sponsalia magna.

Jocundi Translatio S. Servatii, M .G. SS. XII, 110, 10 fg.

4. Grimm, Dtsche. Rechtsaltertümer, S. 433.

stimmen, und der Bräutigam einen Fingerring seiner Braut reicht und sie damit sich vermählt.

In der oben angeführten Stelle des Ruodlieb wird auch gesagt, dass das Brautpaar sich Geschenke vor Zeugen giebt.[1] Die Darbringung von Geschenken scheint also ein wesentlicher Teil bei der Vermählung gewesen zu sein. So berichten die Annales Patherbrunnenses die Vermählung Heinrichs V. mit Adelheid, der Tochter König Heinrichs von England nur mit den Worten: „Der König beschenkte seine Braut."[2]

Nach einiger Zeit holte der Bräutigam seine Braut heim mit der Feierlichkeit, welche solche wichtigen Vorgänge begleitete. Er sammelte seine Verwandten und Freunde um sich und kam mit stattlicher Menge vor das Haus seiner Braut. Hier lud er sie, wohl mit bestimmter Redeformel, heraus, umhalste und küsste sie und führte sie heim. Fröhlich gaben ihnen unter Gesängen die Freunde das Geleit. Die Verwandten des Mannes erwarteten schon unter dem Burgthore das junge Paar nnd begrüssten es durch einen Gesang oder Spruch der Kinder.[3] Ausführlich

---

1. Ruodlieb XV, 39.
   Ut sitis testes et ad hoc mihi, quaeso, libentes,
   Alterutros cum nos dotabimus est veluti mos.

2. Annales Patherbrunnenses. Aus Bruchstücken wiederhergestellt von P. Scheffer-Boichorst 1870, S. 122: anno 1110. Ibi rex sponsam suam regio more dotavit.

3. St. Paulus, in Karajan, Deutsche Sprachdenkmale 112, 14 = C. Kraus, Deutsche Gedichte des zwölften Jahrhunderts, Halle 1894, S. 37. VIII, 76.

76. So ist der engil so der man
Der ime eine vil liebe gemalen gwan.
Er samenit sich wil witen
Durch willen siner brute.
80. Mit vrunden ioch mit magen.
Er in lat sich es nicht betragen,

schildert eine solche Brautfahrt das Gedicht „Die Hochzeit.“[1]

Hier ist die Braut in der vorhergehenden Zeit von ihren Freunden sorgsam behütet und bewahrt worden, dass sie an ihrer Ehre keinen Schaden nehme. Einige Zeit wohl vor der Heimholung sendet der Bräutigam einen Boten zur Braut und mahnt sie ihre Kleider zu rüsten, damit sie seinen Leuten auch als würdige Braut erscheine. Sie thut es und sorgt für schönere Kleider, als sie ehedem hatte.

Als nun der Tag da ist, an dem er die Fahrt zu seiner schönen Braut thun will, sammelt er viele Ritter, stattliche fröhliche Leute, eine grosse Schar. Aus ihnen wählt er die besten und sendet sie seiner Braut und entbietet ihrem Vater, dass er seine Fahrt beginne. Dieser eilt, die Magd zu schmücken; sie wird gebadet, in Weiss gekleidet und geziert mit Borten, goldenen Spangen und Halsketten. So schreitet sie zum Empfange hervor. Glänzend und licht steht sie da vor allen Leuten, man sah nie so Herrliches. Sie ziemt sich wohl zur Braut. Der Bräutigam bietet ihr die Hand und reitet mit ihr heim an der Spitze seiner

---

Mit menigen kumet er wur daz hus.
Die vrowen ladit er dar uz,
Er halset un cusset sin trut.
85. Dan wuret er die brut.
Die mit ime ritent,
Niht langer sie in bitent,
Si wrowent sich un singent,
Unze si sie heim bringent.
90. Die hiwen beitint ir da vore
Under den burgtore.
So sprechent alle diu kint
Diu in der burch sint
wol . . . .

1. Die Hochzeit, in Karajan, Deutsche Sprachdenkmale . . . 24,13 fg.

Freunde. Die geben ihm, stolz auf die schöne Braut, fröhlich das Geleit und singen, dass es eine Lust ist. Zuhause erwarten sie die Verwandten, welche alles zum Feste gerüstet haben. Fröhliche Lust erhebt sich nun aller Art; jeder, auch der „heermüde" Gesell, vergisst seines Leides.

Eine Erinnerung an die alte Bedeutung der ‚broutloufte' als des Brautraubes scheint sich in der Darstellung von Rebekkas Heimholung in dem deutschen Gedicht der Genesis erhalten zu haben.[1] Isaak geht ihr entgegen, hebt sie auf seinen Arm und trägt sie in sein Haus.

Die Hochzeit wurde mit grossem Gepränge gefeiert.[2] Zahlreiche Gäste waren geladen. Für einen König ziemte es sich, sie besonders prächtig auszurichten.[3] Bei der Hochzeit Heinrichs III. zu Ingelheim im Jahre 1043 waren fast alle Grossen des Reiches zugegen,[4] und die seines Enkels Heinrichs V. zu Mainz 1114 war so prunkvoll, wie sie seit langem bei keinem König gewesen.[5] Eine ungeheure Menge von Erzbischöfen, Bischöfen, Grafen, Aebten, Proepsten und

---

1. Genesis, in J. Diemer, Deutsche Gedichte des elften und zwölften Jahrhunderts, Wien 1849.
21,9. do gi er ire ingegene . mit frolicher gehebede . an sinen arm er sie hup . in sin hus ers retrûc.

2. Genesis, in Massmann, Ged. des zwölften Jahrh. S. 267.
v. 2599. Der oheim sine vriunt zesamene ladete
grozze wirtscaft er habete
die broûtloufte waren gut.

3. Lambrechts Alexander, Ausg. Kinzel, Halle 1884.
v. 3851. Sîne boten er ouh sante
heim ze Criechlande
unde hîz daz lant berihten
unde ein brûtlôfte stiften.

4. Steindorff, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich III. Bd. I S. 193.

5. W. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit 5. Aufl. Leipzig 1890. Bd. III, 851.

Geistlichen kam zusammen, und zahlreiche Fahrende, Schauspieler und Gaukler fanden sich ein, heischten Gaben und wurden reichlich belohnt.[1] Fürsten und Könige suchten ein solches Fest zu einem wahren Freudentag für alle Gäste zu machen; die Grossen wurden mit kostbaren Gewändern und goldenen und silbernen Gefässen beschenkt, die Armen neu gekleidet und mit Speise und Trank erquickt.[2]

Von einer kirchlichen Trauung ist im allgemeinen keine Rede.[3] Bei der Hochzeit der Schwester Ottos III. mit Ezzo erhält zwar das Paar den Segen des Priesters[4]; doch war das wohl meistens erst unter Fürstlichkeiten Brauch. Sonst war der Vollzug der Ehe unter bestimmten Symbolen gegeben und fand seinen Abschluss in der gemeinsamen Be-

---

1. An. Patherbrunnenses S. 127. Ekkehardi Uraugiensis Chronica, M. G. SS. VI, 248, 6 fg. Dona autem, quae diversi reges atque innumerabiles primates domno imperatoris in ipsis nuptiis miserunt, vel quae ipse imperator ex se innumerabili multitudini ioculatorum et istrionum atque diverso generi diversarum gentium distribuit, quemadmodum nullus camerarius ipsius vel qui recepit vel qui distribuit potuit numerare, ita nullus eiusdem imperatoris chronographus potuit litteris comprehendere.

2. Brunwilarensis monasterii fundatorum Actus, M. G. SS. XIV, 129, 25 Hochzeit von Otto III. Schwester und Ezzo: Nuptialis interim apparatus, festiva procuratur celebratio, proceres togatos splendidioris ambit amictus accuratio; pauperes victus recreat, indumentum consolatur. Apud omnes ergo gaudium ingens exortum est . . .

Konrads Rolandslied, Ausg. W. Grimm, Göttingen 1838.
122, 23. si waren alle samt fro
sam di ze broutlofte sint.

3. J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 434.

4. Brunwilarensis monasterii fundatorum Actus, M. G. SS. XIV, 129, 18. atque in ambobus a sacerdotibus Christi patriarcharum benedictionibus completis.

schreitung des Ehebettes.[1] Trat der Segen der Kirche hinzu, so kam er erst an zweiter Stelle.[2] Der Vater oder der nächste Verwandte führte nach alter Sitte die Braut in die Brautkammer und legte sie dem Bräutigam bei. Eine Magd hütete den Eingang.[3] Bei dem Eingehen einer Ehe war also nach dem gesetzmässigen Brauch Verlobung, Vermählung und Hochzeit, pactum de matrimonio contrahendo, desponsatio, nuptiae erforderlich.[4]

1. Mon. hist. Tornacens. M. G. SS. XIV, 24 fg. postremo utriusque copulatione integrum matrimonium factum esse. Fundatio Banz. M. G. SS. XV, 1034, 16 quod cum vir et mulier thoro legittime contraxerint . . .

2. Fund. Banz. M. G. SS. XV, 1034, 16 cum vir et mulier thoro legittime contraxerint et secundum ritum ecclesiasticum fuerint copulati . . . Mon. hist. Tornacens. M. G. SS. XIV, 287, 24 et desponsionem et presbiteri benedictionem et sollempnes nuptias . . . Brunwilarensis monasterii fundatorum Actus, M. G. SS. XIV, 129, 8 fg.: Benedictio zwischen Subarratio und nuptiae. E. Friedberg, Ehe und Eheschliessung im deutschen Mittelalter 1864 S. 28.

K. Weinhold, Die deutschen Frauen. Bd. I, 354 f.

J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer 430 (595).

3. Genesis, in Hoffmanns Fundgruben 42, 12:

Hochzeit des Jakob und der Rahel:

(Jakob) Als er an daz bette chom,
do leite dare sin ôheim
der man listiger sine alteren tohter.
eine diu er ire gab
diu der chemenaten phlag.

4. Mon. hist. Tornacens. M. G. SS. XIV, 287, 24. in primo quidem coniugio nonnisi solum iusiurandum factum, in secundo vero et iusiurandum et desponsionem et presbiteri benedictionem et sollempnes nuptias, postremo utriusque copulatione integrum matrimonium factum esse Brunwilarensis monasterii fundatorum Actus, M. G. SS. XIV, 129, 5 fg. — eam suam fore sponsam enunciat — sponsalium more anulo subarratur — nuptiae parantur . . . vgl. J. Ficker, a. a. O. S. 8.

Zu einer rechtmässigen Ehe gehörte Gemeinschaft bei Tisch und Bett und gemeinsamer Gang zur Kirche am nächstfolgenden Sonntag oder Feiertag.[1] Dieser Kirchgang war wohl eine Art der öffentlichen Bekanntgebung der Ehe; er ist nicht etwa als Gang zur kirchlichen Trauung aufzufassen. Am Morgen nach der ersten Nacht reichte der Mann seiner Frau die Morgengabe.[2]

Der Braut folgten in ihr neues Heim die treuen Dienerinnen, besonders die Amme. Ausserdem aber war es schon lange Sitte, sie nach besten Kräften mit einer Aussteuer zu bedenken.[3] Eine solche Mitgift war natürlich besonders gern gesehen. Schon bei der Wahl bildete sie einen wichtigen Gegenstand der Ueberlegung. Die Verwandten wägen bei der Vermählung von Ruodliebs Neffen sorgsam den beiderseitigen Besitz ab.[4] Es war schwer, ein armes Mädchen zu verheiraten, wenn ihre Armut nicht etwa durch Schönheit aufgewogen wurde.[5] Reich war die Mitgift bei

---

H. Sudendorf, Registrum II S. 20. Praeterea Eggebardus quidam consanguineam mihi legittima desponsatione et nuptiis sibi in coniugium copulavit, prediorum suorum partem illi in proprietatem . . . ut moris, contradidit. . . . ego, in cuius episcopatu mulier est desponsata, dotata, coniugata.

1. Ruodlieb VI, 106.
Eheleute: — sed ad ecclesiam simul ire videmus,
Ad mensam resident simul, ad lectum simul ibunt.
s. J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 434 fg.

2. Marienlieder, Ausg. v. W. Grimm, 9, 18. di gaf dir din sun zu morgen gaven.

3. Cambriger Lieder, hrsg. v. Ph. Jaffé in Zeitschr. f. deutsch. Altertum, Bd. XIV, S. 467, X accitoque puero substantiam totam ei suam una cum puella tradidit.

4. Ruodlieb XV, 60.

5. Vita S. Theogeri, M. G. SS. XII, 460, 35. Videns etenim quispiam propinquorum puellam aetate iam nubilem, sed ad contrahendas nuptias nec opes habere nec speciem, prudenti usus est consilio Sponso coelesti regi — virginem desponsare deliberat.

Fürstlichkeiten. Die Gräfin von Flandern verspricht ihrer Enkelin 1000 Mark Silbers mitzugeben.[1]

Ueber das gewöhnliche Alter, in dem eine Ehe geschlossen wurde, ist nichts überliefert; doch wird es, wie in der Vorzeit, nicht zu früh geschehen sein. In fürstlichen Kreisen wurden Ehen oder wenigstens Verlobungen oft schon im Kindesalter geschlossen. Heinrich IV. war im Alter von 5 Jahren mit Bertha von Turin verlobt worden, die ebenfalls noch ein Kind war; 1066 feierte er, noch nicht sechzehnjährig, mit ihr die Hochzeit.[2]

Die Kirche verbot Ehen zwischen Verwandten; sie erstreckte das Verbot selbst auf Verwandtschaften sechsten und siebenten Grades.[3] Sie benutzte es, um die Ehe Konrads II. mit Gisela anzufechten. Ebenso erhoben sich auch gegen Heinrichs III. Heirat mit Agnes Bedenken. Ein eifriger Gegner war Abt Siegfried von Gorze; in einem Briefe an Poppo von Stablo setzt er die Verwandtschaft auseinander und legt noch eine eingehende Aufstellung des Stammbaumes bei, welche er dem König zu überreichen bittet.[4] Doch hatten diese Einwendungen keinen Erfolg. Das Schicksal des Grafen Otto von Hammerstein und seiner

---

1. Mon. hist. Tornacens. M. G. SS. XIV, 287, 1. Clementia Flandrensis comitissa, ut quandam puellam neptem suam in coniugium acciperet, ei suasit seque cum ea mille marcas argenti ei daturam promisit.

2. G. Meyer von Knonau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V. Leipzig 1890. Bd. I, S. 9 u. 525—526.

3. Ebonis Vita Ottonis, ed. Jaffé, Bibl. V. 635. Vorschriften für die Pommern: Interdixit etiam ne quis commatrem suam ducat in uxorem, neque propriam cognatam suam usque in sextam et septimam generationem.

4. Steindorff, Jahrb. d. deutsch. Reiches unter Heinrich III. Bd. I, 188. Brief abgedruckt: Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit Bd. II, 714.

Gattin Irmingard zeigt aber, wie furchtbar wohl oft ein solches kirchliches Verbot ein Eheglück zerstörte. In treuer Liebe trotzten sie beide der Kirche und dem Kaiser und wurden ins Elend getrieben.[1]

Die Ehe wurde geschlossen, um Kinder zu bekommen.[2] In der Legende vom Aegidius fordern die Mannen den Fürsten auf,

„daz er neme ein wip
und gewunne einin erban.“[3]

Blieben Kinder aus, dann baten die Eltern inständig Gott ihren Wünschen Erfüllung zu geben und liessen, wenn sie Fürsten waren, ihr Volk ebenfalls zu Gott um einen Erben flehen.[4] Ausführlicher ist am Eingang des ersten Kapitels darüber gehandelt.

Auch der Gedanke der geschlechtlichen Enthaltsamkeit war einer Zeit nicht fremd, die so reich an Askese war. So hatte sich Konrad, der Sohn Heinrichs IV., Keuschheit gelobt und soll, wie man glaubte, auch in der Ehe, zu der man ihn gezwungen hatte, seinem Gelübde treu geblieben sein.[5] Wenn aber von den geistlichen Chronisten immer

---

1. Giesebrecht, Gesch. d. dtsch. Kaiserzeit Bd. II, 168 fg.
2. Ruodlieb V, 484.

   Si libet uxorem traducere nobiliorem
   Causa karorum generandorum liberorum.

3. Aegidius, Hoffmanns Fundgruben I 248, 46.
4. Kaiserchronik v. 11372.

Kaiser Narcissus hat keinen Erben:

dô hiez er tegelîche
daz liut gote vlêhen,
daz er durch sîn selbes êre
ime einen erben gaebe,

. . . .

Dô des di liute wâren gerende
dô wart die vrouwe berende.

5. Ekkehardi Uraugiensis Chronica, M. G. SS. VI 211, 12 fg.

wieder als nachahmenswertes Beispiel die keusche Ehe Heinrichs II. und der Kunigunde gerühmt wurde, so ist das ein Märchen, dem die Urkunden Heinrichs II. widersprechen, in welchen er die Hoffnung auf Nachkommenschaft ausspricht.

Es kam auch vor, dass Frauen die Geburt durch gewisse Mittel verhinderten. So fürchtete die Gräfin Clementia von Flandern, welche in drei Jahren schon drei Söhne ihrem Gatten geschenkt, wenn sie mehr gebäre, würden sie um das Land in Streit geraten und bewirkte durch Frauenkünste, dass sie hinfort nicht mehr gebar. Doch Gott strafte sie und entriss ihr alle Söhne.[1]

In der Ehe ziemt es sich für den Mann, die Frau, welche er erwählt hat, in jeder Weise zu ehren und sie mild zu behandeln. Doch soll er ihr Herr und Meister sein; denn es giebt keinen grösseren Fehler für einen Mann, als wenn er Knecht ist, wo er Herr sein muss. Liebe und Achtung soll zwischen beiden bestehen. Das ist eine der Lebensregeln, welche der König dem scheidenden Ruodlieb mit auf den Weg giebt.[2]

Zu der Ehe führte in der Regel nicht die Liebe, sondern nüchterne Ueberlegung. Doch wäre die Annahme irrig, die Liebe habe in der Ehe keine Stätte gefunden. Sie entspross schon der hohen Achtung, welche der Deutsche wie in alter Zeit der Frau entgegenbrachte. Frauentüchtigkeit und Frauentugend wurden bei jeder, nicht nur der Ehefrau, hochgeschätzt. So erwirbt sich Crescentia,[3] welche unerkannt

1. Mon. hist. Tornacensis, M. G. SS. XIV, 282, 46. anno. 1119 Hec vero Clementia, cum de viro suo comite Roberto genuisset tres filios infra tres annos, timens, ne, si plures adhuc generaret, inter se de Flaudria contenderent, arte muliebri egit, ne ultra pareret; quod ultione divina sic vindicatum est, ut et filii eius omnes diu ante eam morerentur.

2. Ruodlieb V, 488 fg.

3. Kaiserchronik v. 12113.

als Magd bei einem Herzog dient, derart die Anerkennung ihres Herren, dass er nichts vornehmen will, bevor er ihren Rat eingeholt hat. Einer vornehmen gebildeten Frau bringen Schriftsteller ihre Verehrung und Huldigung dar in den Widmungen ihrer Werke. Vor allem wird natürlich die Mutter geehrt. Der sterbende Abt Kadroa bittet seine Gefährten nicht seiner Mutter zu vergessen, denn in ihrem Geschlechte habe er nie eine gleiche gefunden.[1] Seiner Mutter weist Ruodlieb beim festlichen Mahle den Ehrenplatz an, den Hochsitz, und verdient sich dadurch bei den Menschen Lob und bei Gott ein ewiges Leben.[2] Eine tüchtige Hausfrau war der Stolz ihres Mannes; er rühmte ihren Wert auch im Kreise seiner Freunde. So ruft der Mann der Lukretia, als seine Genossen von ihren Frauen sprechen, dazwischen: „ich hân daz allir vrumegiste wîp“ und hält selbst dem König gegenüber die Wette, dass sie noch besser sei als die Königin.[3] Dass nicht nur gegenseitige Achtung, sondern Liebe zwischen den Ehegatten waltete oder doch angestrebt wurde, beweist uns das Gebet einer Frau. Sie klagt darin Gott den Unfrieden ihrer Ehe und bittet ihn, ihr die Liebe ihres Mannes zu schenken.[4] Blieb der Mann kalt und abweisend, so warb sie unermüdlich durch demütige und opferwillige Hingabe um seine Neigung. Solche treue Liebe verkörpert uns die Lukretia in der Kaiserchronik.[5] Spät in der Nacht kehrt ihr Gatte mit einem Gaste zurück. Freudig springt sie aus dem Bette, eilt ihnen entgegen und sorgt für ihre Erquickung durch Speise und Trank. Und als ihr Mann, um sie auf die Probe zu stellen, ihr den Wein ins Gesicht schüttet, geht sie ohne ein Wort des Unwillens oder der Klage in ihre Kammer,

1. Vita S. Cadroae, M. G. S S. IV, 484, 39.
2. Ruodlieb XVI, 32 fg.
3. Kaiserchronik v. 4463 fg.
4. Graff, Diutiska Bd. II, S. 296.
5. Kaiserchronik v. 4517 fg.

kleidet sich schöner als zuvor und bedient liebevoll ihre Gäste weiter. Von solcher treuen Hingebung erzählt auch die Geschichte. Heinrich IV. hegte gegen Bertha, mit der er schon im Kindesalter verlobt war, in den ersten Jahren der Ehe eine unüberwindliche Abneigung. Er suchte sogar die Scheidung durchzusetzen. In den schweren Tagen vor Canossa war sie eine der wenigen, welche treu bei ihm ausharrten. Hierdurch gewann sie seine Liebe, und die Ehe wurde eine sehr glückliche. Dass auch im Volke das gleiche Gefühl lebte, zeigt die That der Weinsberger Frauen. Weithin drang ihr Ruhm, und der Kölner Annalist hielt sie für wert, sie in sein Geschichtswerk aufzunehmen.[1] Diese treue Liebe der Frau musste beim Manne Gegenliebe erzeugen, wie wir. es bei Heinrich IV. sehen. Und wie stark auch die Liebe des Mannes sein konnte, davon erzählt die Kaiserchronik. Als König Dietrich zu Felde zieht, will er auch seine Frau Crescentia mitnehmen. Seine Mannen aber bestimmen ihn, sie zurückzulassen und ihrem Vater zu senden. Jammernd umarmt er sie und nimmt von ihr Abschied:[2]

„daz muoz mich wol irbarmen,
daz ich dich sol senden“.

Und als ihm sein Bruder sein Weib verdächtigt hat, muss er es ertränken lassen, aber klagt weinend, dass ihm das grösste Leid widerfahren sei, welches je einem Manne geschah[3]. In heisser Liebe zu seinem Weibe kämpft Otto von Hammerstein gegen Kirche und Reich und geht lieber ins Elend, als von ihm zu lassen.[4]

---

1. Ann. Patherbr. hrsg. v. Scheffer-Boichorst S. 199 fg.
2. Kaiserchronik 11451 fg.
3. Kaiserchronik v. 12760.
   daz allirmeiste herzeleit
   daz ie manne gescach
   (der kunic dô weinende sprach)
4. Giesebrecht, Gesch. d. dtsch. Kaiserzeit Bd. II, 168 fg.

Wie die Treue des Weibes in der Ehe gefördert und auch gehalten wurde, berichtet uns die Geschichte der Crescentia. In der Abwesenheit ihres Mannes sucht dessen Bruder seine Wünsche bei ihr zu erreichen. Sie weist ihn aber ab. Er rächt sich, indem er sie des Ehebruchs beschuldigt. Ihr Gatte muss sie töten lassen, so fordert es die Rechtsanschauung. Dieses Recht gesteht sie ihm auch zu[1]:

„Hân ich, hêrre (sprach sie) daz getân,
sô sol ich den lîp von rehte virlorn han."

Das Gesetz verhängte die Todesstrafe über die Ehebrecherin. Die Richter aber übten wohl häufig Gnade, wie im „Ruodlieb," doch sucht hier die Frau sich selbst Genüge zu thun durch die härtesten Bussübungen.[2] Den Verführer seiner Frau zu töten, war der Gatte berechtigt[3].

Dem Manne war grössere Freiheit gegeben als der Frau. Es kam häufig vor, dass er neben der Ehefrau noch ein Kebsweib hatte. Solches wird in den geschichtlichen Quellen ohne besondere Hervorhebung erwähnt[4]. Der Graf Marcohardus, welcher die Tochter eines anderen Grafen entführte, hatte vorher im Konkubinat mit einer Frau aus edlem Geschlechte gelebt, welche schon von einem anderen Manne zwei Söhne besass. Diese rächen an ihm die Zurücksetzung ihrer Mutter[5]. Die Sitte nahm an einem solchen Zusammenleben mit Nebenfrauen keinen Anstoss; die Geistlichen eiferten dagegen. Hermann

---

1. Kaiserchronik v. 15479.
2. Ruodlieb VIII.
3. Kaiserchronik v. 13071.
Marcellus rächt den Ehebruch an dem Verführer:
daz swert er durch in stach.
4. Vita Meinwerci, M. G. SS. XI, 121, 53. Comes Doudica de monte Wartberch — pelicem duxerat. 114, 9 comes filium de pelice quam duxerat natum.
5. Fundatio mon. Baumburgensis, M. G. SS. XV, 1062, 9.

von Reichenau klagt in seinem Gedichte über die acht Hauptlaster, dass nur der Arme, durch Mangel gezwungen, sich mit einer Gattin begnüge, dass aber der Reiche eine, zwei oder auch eine grosse Anzahl Beischläferinnen habe und sich nicht scheue, öffentlich mit ihnen zu verkehren[1]. Beim Gelage rühmen sich die Ritter ihrer Liebesabenteuer und Siege und zählen auf, wie viele sie verführt haben. Wer solche nicht aufzuweisen hat, dünkt sich als Schwächling unter seinesgleichen. Vielleicht ist bei dieser Schilderung, welche Heinrich von Melk von seinen Standesgenossen giebt, die Schärfe des Satirikers zu berücksichtigen[2]; doch wird ein gut Stück Wahrheit bleiben.

Auch öffentliche Dirnen fehlten nicht und scheinen nicht allzu selten gewesen. Der Umgang mit ihnen galt jedoch für den Mann als entehrend. Der Neffe des Ruodlieb hat solchen Verkehr gehabt. Die Verwandten glauben Rat schaffen zu müssen, ihn so schnell wie möglich den Banden der „fluchwürdigen“ Dirne zu entreissen. Sie begünstigen daher seine Heirat und loben, dass es eine Frau giebt, welche den „Zauber“ zerstört[3]. Auch die Frauen erheben schon Einspruch. So verwahrt sich die junge kecke Braut energisch gegen das frühere Verhalten ihres künftigen Mannes[4], Wenn sie verpflichtet sei, die Treue zu halten, so verlange sie gleiches Recht. Auch Adam habe nur eine Eva gehabt. Gehe er nicht darauf ein, so sei es fern, dass sie sich mit ihm verbinde. Sie weist die Symbole des Schwertes und Ringes zurück. Der Bräutigam gelobt ihr zu willfahren und gesteht ihr ebenfalls das Recht zu, ihn zu töten, falls er die Treue brechen sollte. Nun erst willigt sie ein.

---

1. Hermannus Contractus: de octo vitiis principalibus, Zeitschr. f. dtsch. Altertum XIII, 419 v. 1271.

2. Heinrich von Melk, Erinnerung S. 354 fg.

3. Ruodlieb XV, 26 fg.

4. Ruodlieb XV, 70 fg.

Oft wurden die Geistlichen den Rittern bei den Frauen gefährlich. Sie waren häufig ihre Lehrer und gewannen als Menschen von feineren Sitten und höherer Bildung sich ihre Herzen. Das spiegelt ein Brief an ein Mädchen wieder, welchen anscheinend ein Geistlicher geschrieben hat[1]. Er spricht davon, welcher Mann in rechter Weise liebe. Da wären viele, die da meinten, ihr starker Leib, ihre Schönheit und ihre „Ritterschaft" erwürben ihnen Frauenliebe. Doch sie brächten den Frauen nur Leid. Denn selten seien sie daheim und ritten zu Kampf und Waffenspiel. Anders sei der Mann, der recht zu lieben wisse. Mit diesen meint er wohl sich selbst oder seine Standesgenossen, mit jenen die Ritter Das junge Mädchen, um welches sich Ruodlieb bewirbt, hat ein solches Verhältnis zu einem Kleriker gehabt, aber verstanden, es geheim zu halten. Ruodlieb weiss darum und übersendet ihr zum Hohn als sein Werbegeschenk ein Liebespfand des Geistlichen[2]. Gern boten die Geistlichen zu solchem Verkehr die Hand. Es herrschten vor der Clunyacensischen Reform in dieser Hinsicht freie Anschauungen. Wohl schlägt auch dem jungen Kleriker das Gewissen. Er weiss, dass er verdammt ist, aber doch tröstet er sich leichten Herzens: „Was er thue, sei ja ein allgemeines Vergehen. Auch die Priester machten es so. Sie hielten sich Frauen, die ihnen doch, wie bekannt, verboten seien, und die sich davor scheuten, machten sich behutsam an die Ehefrau ihres Nächsten"[3]. Die historischen Quellen berichten von solchem unsittlichen Thun der Geistlichen. Ein Augsburger Bischof wurde öfter im Verkehr

---

1. B. F. Docen, Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Litteratur. München 1809. II, 306.

2. Ruodlieb XVII, 28.fg.

3. Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Bd. XVII, 197 fg u. 365 fg.

mit Dirnen und Buhlerinnen ertappt; ja, man erzählte sich, dass er selbst in der Kirche Ehebruch getrieben habe.[1]

Manche Laien unterhielten unerlaubten Verkehr auch mit den Nonnen. So klagt Hermann von Reichenau in seinem Gedichte von den acht Hauptlastern, dass sie die Jungfrauen Gottes entehren, wenn sie sich scheuten, ihre Begierde anderswo zu befriedigen.[2] Es scheint das keine Seltenheit gewesen zu sein, da auch historische Quellen öfter davon sprechen.[3]

Treulosigkeit in der Ehe war ein Anlass der Scheidung und wurde als solcher vom Manne oft vorgeschützt. Vom Rechtsstandpunkt war die Scheidung der Ehe nicht ausgeschlossen. Sie erfolgte unter einfacher Form. Es genügte, wenn der Mann der Frau einen Scheidebrief ausstellte.[4] Die Kirche aber suchte bereits durch eine Ein-

---

1. Uodalscalcus de Eginone et Herimanno, M. G. SS. XII, 439, 24. Deprehensus iam crebrius in stupri foeditate, dictus episcopus, post monialium seu aliarum meretricum scortum, perpetrasse in ecclesia diffamatur adulterium. Cuius videlicet uxoris maritus cum esset fortitudine ac bonitate conspicuus, facile totam civitatem in adulteri posset concitare necem.

2. Hermann Contractus de octo vitiis principalibus. Ztschr. f. dtsch. Altertum XIII, 421, v. 1319 fg.

3. Vita Annonis, M. G. SS. XI, 473, 4. Gesta ep. Cameracensium, M. G. SS. VII, 469, 50. Sudendorf. Registrum II, S. 6. beschuldigt die Geistlichkeit der Domkirche zu Bamberg in einem Briefe an Bischof Günther eine Aebtissin, sie habe die Nonnen ihres Klosters derart Mangel leiden lassen, dass sie, durch die äusserste Not getrieben, sich auf solche Weise ihren Unterhalt verschaffen mussten. Deinde illas ipsas, que remanserant, tam gravi et intollerabili penuria rerum nimium afflixit, ut extrema necessitate compulsae flagitiosum questum corporibus suis exercerent . . . Sudendorf, Registrum I, S. 13.

4. Lamperti Hersfeldensis Annales in Lamperti Monachi Hersfeldensis Opera. Rec. Osw. Holder Egger, Scriptores Rerum Germanicarum. In Usum Scholarum. 1894 Hannover und Leipzig.

schränkung dieses Rechtes das Band der Ehe mehr zu festigen[1] und stellte die Scheidung als etwas Schändliches hin. Sie entfesselte einen Sturm der Entrüstung, als Heinrich IV. die Scheidung von Bertha anstrebte. Allein in anderen Fällen zu derselben Zeit fügte sie sich, wie bei Rudolf von Schwaben, der allgemeinen Anschauung und liess es zu, dass er sich von seiner Gemahlin unter dem erfundenen Vorwande der Untreue scheiden liess, während er gleichzeitig in dreifachem Konkubinat lebte.[2]

Bei dem Tode des Mannes war es in der Urzeit Sitte gewesen, die Frau an den nächsten Verwandten zu vererben.[3] Einen Nachklang enthält die Erzählung in den Cambridger Liedern. Zwei Brüder leben zusammen und haben alles gemeinsam. Als der eine verreisen muss, bittet ihn der andere, ihm seine Frau zu überlassen. Er willigt sofort ein, doch nimmt es jener nicht an, da er ihn nur auf die Probe stellen wollte.[4] Aber es kam in Wirklichkeit noch vor, dass die Braut beim Tode des Bräutigams

---

S. 105, 9 Egbertus marchio: cui (seiner Frau) ipse paucis diebus antequam vita excederet repudium scribere cogitaverat.

Sudendorf, Registrum II, S. 20.

Eggebardus quidam . . . cum VIImo demum anno habitam tandem repudiaret.

s. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, S. 453 fg.

1. Sudendorf, Registrum S. 20: Den Eggebardus, welcher sich von seiner Frau scheidet, hat der Bischof von Hildesheim mit dem Bann belegt:

eundem ad synodum canonice vocavi et venire nolentem et ea, que iusticiae erant, subtrafugientem mezebanno ligavi.

2. Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit, Bd. III, 1 S. 150 fg.

3. K. Weinhold. Die deutschen Frauen . . . II, S. 11.

4. Cambridger Lieder, hrsg. v. Ph. Jaffé in Zeitschr. f. deutsch. Altertum Bd. XIV, S. 471, No. XII, 8 fg.

einem seiner Blutsverwandten zuteil wurde.[1] Der Witwe war es gestattet, sich wieder zu vermählen, so war die Gattin des Grafen Marcohard nacheinander dreimal verheiratet.[2]

---

1. Lamperti Annales ed. Holder Egger. S. 79: anno 1062 Willihelmus marchio reversus in Thuringiam, dum redire in Ungariam et sponsam suam cum magna opum suarum ostentatione adducere pararet inter eundum secunda mansione morbo corruptus obiit. Sponsam eius Odalricus marchio Carentinorum, cognatus eius, accepit.

2. Fundatio mon. Baumburgensis, M. G. SS. XV, 1062, 32. Defuncto vero comite Ulrico Alheidis comitissa, denuo vidua, comiti de Sulphach, tunc etiam viduo, tercio nubens . .

Drittes Kapitel.

Häusliches Leben.

Früh am Morgen, beim ersten Tagesgrauen, erhob man sich vom Lager.[1] Der Hahn war der getreue Wecker und deshalb hochgeachtet.[2] In grossen Haushaltungen hatte die Schaffnerin das Amt, Gesinde und Herrschaft zu wecken.[3] Nach der Messe ging jeder seiner Beschäftigung nach. Dem Manne lag in erster Reihe der Erwerb und der Schutz der Lebensgüter ob. Seine Thätigkeit gehört dem öffentlichen Leben an und ist daher nicht Gegenstand dieser Studie. Wohl aber kommt hier das häusliche Wirken der Frau in Betracht. Es war ausserordentlich vielseitig. Die Frau führte das Hauswesen, bereitete die Speisen und verrichtete viele Arbeiten, welche in der Folgezeit besondere

1. Ruodlieb IV, 120: In summo mane curtem cuncti petiere. — V, 575: Ruodlieb und sein Freund auf der Heimreise:

Cumque diescebat, ambo simul evigilabant,
Surgunt, induerant se, prandent et falerant se.

Kaiserchronik v. 12271.

2. Cantatorium S. Huberti, M. G. SS. VIII, 586, 44: primo gallicinio apud sanctum Petrum surrexerunt ad vigilias fratres. — Unibos, Lateinische Gedichte des X. und XI. Jh., hrsg. von J. Grimm und A. Schmeller, Göttingen 1838 S. 373, str. 155. — Isengrimus, Reinhart Fuchs von J. Grimm, Berlin 1834 S. 19, v. 539 fg.

3. Kaiserchronik v. 12270: biz is mîne meisterinne dunke zît.

Handwerker übernahmen. Da musste sie und ihre Mägde die Wolle kämmen, Leinwand und Tuch weben, den Flachs zurichten, spinnen, nähen und waschen.[1] Sehr häufig wird das Weben erwähnt; eine besondere Kammer war dafür im Hause vorgesehen.[2] Die Kleider, auch die des Mannes, fertigte ebenfalls die Hausfrau. Selbst hochstehende Frauen legten dabei Hand an; so nähte die Kaiserin Agnes Kleider für die Armen und machte sich sogar durch übermässiges Arbeiten bei Tag und Nacht krank.[3] In den grösseren Haushaltungen hielten sich die Frauen und Mägde bei allen diesen Beschäftigungen in dem „phiesel", dem Frauensaale, auf.[4] Für die Mönche nähten die Nonnen eines benachbarten Klosters.[5] Auch selbständig verdienten sich Frauen durch solche Thätigkeit ihr Brot.[6] Doch auch feine Hand-

---

1. Marienlieder, Ausg. W. Grimm, Ztschr. f. dt. Alt. X, 66, 23. — Trsl. Servatii, M. G. SS. XII, 113, 23. — V. Wolfhelmi, M. G. SS. XII, 194, 43. — Trsl. Firmini, M. G. SS. XV, 806, 41 fg. — Kaiserchronik v. 13968. — Mon. hist. Tornacensis, M. G. SS. XIV, 304, 21. — V. Gerardi, M. G. SS. IV, 505, 50: ancilla cuiusdam Willelmi suburbani, offitio textrinali intenta. — vgl. K. Bücher, Die Frauenfrage im Mittelalter, S. 9.

2. Trsl. Firmini, M. G. SS. XV, 806, 41: in textrili spelunca pannum linteum — texebat.

3. Bertholdi Annales, M. G. SS. V, 303, 42.

4. Kaiserchronik. Königin entbietet Etziô: v. 13968 sie newurde nimmer vrô, er nequaeme in ir phiesel daz er die wolle ziese undir anderen genezwîben. Miracula Gisleni, M. G. SS. XV, 582, 56.

5. Mon. hist. Tornacens., M. G. SS. XIV, 307, 30: prefatus Henricus, iam monachus factus, iussu abbatis fascem magnum lini super caput suum deferens causa nendi, domum sororum expetit.

6. Marienlieder, Ausg. W. Grimm. 66, 23. Du wrdes mude d^{u} du spunnes du du nedes, dat du gewnnes dineme kinde inde dir dat brot.

arbeiten, sogar künstlerische wurden ausgeführt. Hierin zeichneten sich die vornehmen Frauen, die Fürstinnen und Königinnen aus. Besonders gerühmt wurde vom Mönche von Herrieden eine „domina Pia“, welche alle Frauen zu ihrer Zeit an Kunstfertigkeit übertraf, mit vielen Schmuckstücken die Kirche zierte und auch viele andere in den verschiedensten Kunstarbeiten unterwies.[1] Denn solche Künste wurden hochgeschätzt; so versteht die Königin Crescentia, welche unerkannt als Magd bei einer Herzogin dient, mit Seide die kunstvollsten Borten zu wirken und wird deshalb von ihrer Herrin so liebevoll behandelt, als wenn sie ihre Genossin wäre.[2] Kostbare Teppiche und Decken wurden aus Gold und Seide gefertigt und häufig den Kirchen geweiht. Berthold von Zwifalten erzählt von einer Nonne, welche der Kirche eine rote, mit Goldstickereien verzierte Altardecke schenkte, auf welcher sich die Bildnisse der zwölf Apostel befanden.[3] Wie grossartig solche Kunst-

---

1. Anonymus Haserensis de episcopis Eichstetensibus, M. G. SS. VII, 257, 53.

2. Kaiserchronik v. 12004 fg.

ja kan si wol mit sîden
wirken swaz ir gevellet;
an swilhen borten man sie stellet,
dâ mac man ir tiure ane kiesen.

Herzogin:

v. 12028: si infie sie wol mit minnen,
sam sie ir genôzin solde sîn.

3. Bertholdi liber de constructione monasterii Zwivildensis, M. G. SS. X, 108, 23: Adelheit comitissa, Oudalrici comitis de Gamertingin vidua, — inter caetera ornamenta quae dedit vel quae propriis manibus contexuit, magna duo vela linea, diebus quadragesimae in aecclesia ad obsequium Dei genitricis obtulit suspendenda — Soror vero eius Hadewic nomine — pallam altaris obtulit rubeam, auro rutilantem vel radiantem maiestatem cum duodecim apostolis in se habentem contextam, quam per multos annos vidi.

werke von Frauenhand sein konnten, bewundern wir in der berühmten Stickerei von Bayeux, welche Mathilde, die Königin von England, mit den Damen ihres Hofes ausgeführt hat.[1] Sie verherrlichte dadurch in äusserst figurenreicher Darstellung die Ruhmesthat ihres Mannes, die Eroberung von England.

Erfrischung und Erholung von der Arbeit gewährten die Mahlzeiten. Zwei waren allgemein üblich, das „prandium" und die „coena."[2] Dass Bischof Wilhelm von Utrecht, der einen reichlichen Tisch liebte, drei Mahlzeiten an einem Tage gehalten hat, wird als etwas Aussergewöhnliches berichtet.[3] In der Fastenzeit war es niemandem, selbst keinem Weltlichen, erlaubt, zweimal zu speisen.[4] Zu welcher Stunde man das „prandium" einnahm, darüber sind die Angaben nicht bestimmt. Nach Ruperts Chronik des Lorenzklosters zu Lüttich[5] scheint es schon früh gewesen zu sein. Hier setzen sich der Graf und seine Gattin nach ihrer Rückkehr von der Messe, welche sie wie gewöhnlich

---

1. A. v. Eye u. J. Falke, Kunst und Leben der Vorzeit vom Beginn des Mittelalters bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. I, 28.

2. Ruodlieb XVII, 63 u. XV, 3:

Qua cum prȩsulibus abbatibus et duodenis
Posset prandere cȩnareue sat spaciose.

V. Wicberti et Gesta abbatum Gemblacensium auctoribus Sigeberto et Godescalco, M. G. SS. VIII, 548, 23: Raro aut nunquam in camera sua prandebat aut cenabat.

3. Bertholdi Annales, M. G. SS. V, 283, 47: Willihelmus Traiectensis episcopus — maximo sibi epularum apparatu fecit studiosissimus ministrari; et sic a mensa, in qua uno die tertio convivatus est, inpudenter nimis incrapulatus retrahitur.

4. Vita Norberti archiepiscopi Magd., M. G. SS. XII, 679, 41.

5. Ruperti Chronicon S. Laurentii Leodiensis, M. G. SS. VIII, 266, 30: ecclesiam matutinus adiret, officiumque divinum more solito peraudiret — Peractis officiis, comes cum uxore de ecclesia redeunt, ad escam discumbunt.

früh besucht hatten, zum Essen nieder. Im Ruodlieb bittet der grössere König den kleineren um eine Zusammenkunft vor dem „prandium.“ [1] Nachdem man gegessen hatte, legte man sich ein wenig zum Mittagsschläfchen nieder. [2] Das spricht dafür, dass es das heutige Mittagsmahl gewesen ist. Die zweite, wohl die Hauptmahlzeit, war die „coena“, welche man erst als „Nachtmahl“ einnahm. Gleich darauf ging man schlafen. [3] Waren aber Gäste da, so blieb man noch beim Becher auf und unterhielt sich, manchmal bis tief in die Nacht.

Bei der Mahlzeit wurden die Speisen und Getränke von Dienern herumgereicht, die Speisen vom Truchsess, die Getränke vom Schenken. [4] Auch in der Haushaltung der

1. Ruodlieb V, 16 fg. Primitus ut videant sese, quam prandia sumant. V, 576: Ruodlieb auf der Reise:

Surgunt, induerant se, prandent et falerant se,
Insimul et pergunt . . .

2. Hugonis Chronicon, M. G. SS. VIII, 467, 47: cum post prandium abbas, dux et princeps, uterque a somno meridiano surrexissent. — Chronik des Sigebert von Gembloux, M. G. SS. VI, 366, 32: Bischof Hermann von Metz . . dum post prandium liberaliter celebratum in lecto se reclinasset . .

Ruodlieb V, 143:

His ita dispositis modicum requiescere vultis.
Explorare iubet alter rex, quando resurgat.

3. Vita Adelheidis primae abb. Vilicensis, M. G. SS. XV, 761, 50: (Adelheid) post vespertinalem cenam. — Ruodlieb V, 566 (Ruodlieb u. sein Freund) Ad noctem mediam prolongant sumere cęnam. Cantatorium S. Huberti, M. G. SS. VIII, 586, 44: episcopus Metensis Herimannus exceptus a ducecum post coenam in lecto ducis pausaret, duce altrinsecus in eadem camera quiescente. — Vita Theogeri, M. G. SS. XII, 474, 40: Cum interim sole ruente nox clauditur et cunctis ex more coenantibus.

4. Chronicon Watinense, M. G. SS. XIV, 182, 45. Ex Vita Arnulfi ep. Suess., M. G. SS. XV. 885, 48. Miracula S. Aegidii, M. G. SS. XII, 320, 13 u. 57.

Aebte waren solche Diener.[1] Sie waren sehr angesehen und bei den Grossen oft aus dem Adelstande.[2] Es gehörte zu den Ehrenämtern der Fürsten, den deutschen König bei den Hoffesten als Schenk und Truchsess zu bedienen. In der einfachen Häuslichkeit eines Bauern schnitt der Huasvater, wie es der Wirt des Ruodlieb thut, Brot und Fleisch und verteilte es unter das Gesinde, das mit ihm zu Tische sass.[3] Für die Zubereitung der Speisen sorgten in grösseren Hauswesen die Köche. Bei den grossen Anforderungen, welche man an ihre Kunst stellte, genossen sie hohe Achtung. Ein Küchenmeister leitete sie, der zu den Ersten des Hofes gehörte.[4] Dem Weinkeller stand der Keller-

---

Heriger, Latein. Ged., hrs. v. Grimm u. Schmeller, S. 336. Im Himmel:

str. 5. Johannes baptista
Erat pincerna,
Atque praeclari
Pocula vini
Porrexit cunctis
Vocatis sanctis.

1. Gesta abbatum Trudonensium, M. G. SS. X, 311, 45: dapifer abbatum. — 312, 17: abbatis pincerna.

2. Fund. Banz, M. G. SS. XV, 1034, 32: nobiles de Ratzenberg nominati, pincerne beate Alberadis et sui mariti.

3. Ruodlieb VII, 1 fg.

4. Cantatorium S. Huberti, M. G. SS. VIII, 582, 45 fg. . . (papa Gregorius VII): magistro coquorum suorum . . . commisit. — Hermannus Contractus, de octo vitiis, Ztschr. f. dt. Alt. XIII, 415. v. 1107. doctos requirit haec cocos . .
— Heriger, Latein. Ged. S. 336.
(Im Himmel):
str. 7. Cum Petrum dicis
Illuc magistrum
Esse cocorum . .
Ruperti Chronic., M. G. SS. VIII, 266, 36 Princeps cocorum.

meister vor.[1] Den persönlichen Dienst in der unmittelbaren Umgebung des Herren versah der Kämmerer[2] und bei den Frauen die Kammerfrau.[3] Infolge ihres häufigen Zusammenseins mit ihrer Herrschaft erhielten sie naturgemäss eine vertraute Stellung. Sie verwalteten auch wohl die Kasse, wie bei dem Bischof Otto von Bamberg der treue Kämmerer Erbo,[4] und besassen viel Einfluss,[5] machten sich aber durch Uebereifer und herrisches Auftreten verhasst oder doch unbeliebt.[6] So schildert ironisch der Verfasser des Triumphus S. Remacli, wie sie einer nach dem anderen in übergrossem Diensteifer zum König stürzen, um als erster ihm die Wunderthaten des Heiligen zu berichten.[7]

Das Verhältnis der Herrschaft zum Gesinde war in den meisten Fällen patriarchalisch. Wohl wurden nicht selten

---

1. Vita S. Gerardi Tullensis auct. Widrico, M. G. SS. IV, 492, 53.

2. Gesta abb. Trudonensium, M. G. SS. X, 293, 51: singulis camerariorum. Cantatorium S. Huberti, M. G. SS. VIII, 578, 23· quidam cubicularius. Kaiserchronik v. 6389.

3. Kaiserchronik v. 12092. ich waene dich die kamerwip virrieten.

4. Ebonis V. Ottonis, Jaffé V, 612: fidelissimus camerarius eius Erbo nomine . .

5. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 232, 23: Camerarius autem abbatis non idem qui et fratrum; est honor magnus, nam et pluribus abundat, et domesticis imperans, eis quae debentur abbati quasi tertius participat.

6. Triumph. S. Remacli, M. G. SS. XI, 453, 45: Die bittenden Mönche von Stablo mit den Gebeinen des hl. Remaclus: non erat consilium, nisi regem abeuntem sequi in palatium, praecedentes cubicularii indignam sancto fecerunt repulsam ad introitum.

7. Triumph. S. Remacli, M. G. SS. XI, 458, 41: (Am Königshof.) Festinaverunt inde quidam ex cubiculariis ad regis palatium irruunt alter quisque post alterum. Omnis ergo posterior quasi novum id nunciabat, quod alius prior identidem edixerat.

die Diener für ihre Vergehen mit Schlägen gestraft. Der Bischof Meinwerc von Paderborn war damit nicht sparsam, aber gleich nach der Strafe war er wieder der Gütige und beschenkte sie sofort reichlich[1]. Der Herr sorgte väterlich für das Wohl seines Gesindes, wie der reiche Mann, von dem die Wundergeschichte des heiligen Veronus[2] erzählt. Seine Magd, die von Gicht geplagt wurde, war ihm so lieb, dass er sie selbst zum Grabe des heiligen Veronus führte und nicht mit Opfern sparte, um ihre Heilung zu erlangen. Der Graf Folmar von Elsass hatte einen zwölfjährigen Knaben als Diener und liebte ihn wie einen angenommenen Sohn. Da er seit der Geburt der Sprache beraubt war, liess er eine Wachsfigur, so schwer wie der Knabe, anfertigen und brachte sie mit Schenkungen an Wein und Brot am Altar eines Heiligen für ihn dar.[3] Besonders hat bei den Bauern dieses patriarchalische Verhältnis bestanden. In dem Hause des Bauern, welcher Ruodlieb beherbergt, nehmen Knechte und Mägde an der Mahlzeit der Herrschaft teil; der Hausvater teilt ihnen die Speisen zu und reicht sie ihnen. Er nennt sie seine Kinder, und sie reden ihn mit „Vater“ an.[4] Auch bei den Rittern war es so. Als Ruodlieb in die Fremde zieht, nimmt er nicht nur von seiner Mutter herzlichen Abschied, sondern auch vom Gesinde.[5] Und als er mit reichen Geschenken zurückkehrt, will seine Mutter in ihrer Freude schnell ihre Leute herbeirufen, damit auch sie von den afrikanischen Broten kosten, welche der König ihrem Sohne geschenkt hat[6]. Solches Wohl-

1. Vita Meinwerci, M. G. SS. XI, 104—161.
2. Miracula S. Veroni, M. G. SS. XV, 752, 3 fg.
3. Trsl. Firmini, M. G. SS. XV, 807, 53.
4. Ruodlieb VI, 109.
   Mox famuli famulę patrem suescunt vocitare,
   Ille suos liberos econtra nominat illos.
5. Ruodlieb I, 33 fg.
6. Ruodlieb XI, 46 fg.

wollen vergelten die Dienenden durch treue Anhänglichkeit und Theilnahme an den Schicksalen ihrer Herren. Bei Ruodliebs Abschied fliessen auch von ihnen die Thränen reichlich. Sie klettern auf des Hofzauns Pfahlwerk, um ihm nachzublicken, und klagen nur heftiger, als er ihren Augen entschwindet. Dann aber wischen sie schnell die Thränen von den Wangen und eilen zur Herrin, sie zu trösten; die aber fasst sich schnell und spricht ihnen Trost, zu, obwohl sie selbst tiefes Weh erfüllt[1]. Eine ausgezeichnete Herrin war auch die Mutter des Poppo von Stablo und daher von ihren Dienern sehr geliebt. Als sie auf Veranlassung ihres Sohnes ins Kloster ging, folgten sie ihr wehklagend und wateten selbst bis in die Mitte der Schelde, die sie schon von einander trennte, um sie vielleicht durch solche Anhänglichkeit zu rühren und zu sich zurückzurufen[2].

Eine Erholung bot das Baden, es galt nicht nur als Reinigungsmittel, sondern als notwendige Erfrischung des Körpers und unentbehrliches Vergnügen[3]. Asketische Mönche Nonnen und Geistliche verschmähten daher den Genuss des Bades, um ihren Körper abzutöten[4]; auch die Kaiserin Agnes vermied aus diesem Grunde warme Bäder gänzlich[5]. In grösseren Burgen und Klöstern gab es besondere Räume

---

1. Ruodlieb I, 53 fg.

2. Vita Popponis abb. Stabulensis, M. G. SS. XI, 299, 18.

3. Gesta abb. Trudonensium, M. G. SS. 293, 6: Ligna . . . veniebant . . . ad balneas de Lare . .

4. Adami Gesta Hammaburgensis Ecclesiae Pontificum, ed. II 1876, S. 146. — Anselmi Gesta ep. Leodiensium, M. G. SS. VII, 232. — V. Richardi abb. Vird., M. G. SS. XI, 288, 5. — V. Theoderici Andag., M. G. SS. XII, 40, 34. — Cantatorium S. Huberti, M. G. SS. VIII, 605.

5. Bertholdi Annales, M. G. SS. V, 303, 36: Balnearum fomenta et plumarum mollitiem omnino devitabat.

zum Baden,[1] auf der Burg Persenbeug in Oesterreich wurde das Wasser dazu von den Bergen geleitet.[2] Man liebte warm zu baden.[3] Ruodlieb und sein Neffe nehmen nach der Heimkehr von der Reise ein warmes Bad, scheren und rasieren sich. Beim Hinaussteigen aus der Wanne hüllen sie sich in den Bademantel, welchen ihnen ihr Waffenträger reicht und legen sich zum Trocknen und Abkühlen auf das Lager nieder.[4] Dieser Bademantel war für vornehme Gäste besonders kostbar. Wusste man ihre Ankunft voraus, so liess man sogar einen neuen Mantel anfertigen, wie es Bischof Meinwerc von Paderborn that, als sich Heinrich II. bei ihm anmeldete.[5] Bei dem Baden bediente man sich auch wie in späterer Zeit des Badequastes, des „schermwadel."[6]

Die Mussestunden des Tages liebte man sich durch Erzählungen und Lieder zu kürzen. Männer und Frauen hatten ihre Freude an den Schöpfungen der deutschen

---

1. Annalista Saxo, M. G. SS. VI, 686, 52: anno 1044: exorto a pirali principalium fratrum incendio.

2. Chronicon Eberspergense, M. G. SS. XX, 14, 45: de loco cedente columna lignei caenaculi, in quo sederunt, ceciderunt in locum balnei, quod aqua super montem ducta congruo tempore complevit.

3. Reinhart, in Reinhart Fuchs v. J. Grimm, S. 95. Für den kranken König:

v. 2008. daz bat wart schiere dar getragen;
ez wart gewarmt ze rehte,
v. 2013. In daz bat leiter würze genuoc.
v. 2016. inz bat hiez er in sitzen.

4. Ruodlieb XI, 1 fg.

5. Vita Meinwerci, M. G. SS. XI, 148. 24 fg.

6. Heinrich von Melk, Priesterleben v. 168. Vgl. Weinhold, Deutsche Frauen II, 116.

7. Isengrimus, in Reinhart Fuchs v. J. Grimm S. 18.

v. 523 Omnibus expletis, rerum narramine dulci
tempora rex vulpem longa levare iubet.

Sage und Dichtung, die sie von ihren Vätern hörten, liebevoll pflegten und treu wieder den Kindern überlieferten. Am Ende des zwölften Jahrhunderts fanden die alten Sagen von Siegfried, Dietrich und Gudrun die dichterische Gestaltung, welche auf uns gekommen ist. Dass diese trotz aller höfischen Einkleidung noch so stark den Charakter des alten Heldenepos an sich trägt, noch in so herber Frische die altgermanischen Anschauungen bewahrt hat, beweist, dass bis zu dieser Zeit die alten Sagen keineswegs vergessen waren, sondern noch in den Liedern des Volkes lebten. Von diesen sind uns keine erhalten, wohl aber geben einige, wenn auch karge Andeutungen in den Geschichtswerken und den ersten Kunstepen von ihrem Vorhandensein Kunde. Auf sie haben Jakob und Wilhelm Grimm aufmerksam gemacht; Wilhelm Grimm, Wackernagel und Goedeke haben die meisten zusammengestellt.[1] Ich lasse hier die, welche Goedeke anführt, mit seinen Worten folgen. „Die älteste Erwähnung in der Quedlinburger Chronik nennt Thideric von Berne mit dem Beisatz, es sei der, von welchem die Bauern ehemals gesungen, die Ursperger Chronik gedenkt Hermenrichs, von dem man im Volke singe und sage, Otto von Freisingen weist auf die Fabel hin, dass Theodoric lebend zur Unterwelt geritten sei. Eine Klosterchronik merkt beim Jahre 1135 von Verona an, dass es Dietrichs Haus genannt werde; Pfaff Lamprecht schildert in seinem Alexander eine Schlacht, der jener Kampf auf dem Wülpenwerder nicht gleichgekommen, in welchem Hildens Vater zwischen Hagene und Wate tot gelegen, und hebt seinen Helden über Herwich und Wolfwin.“ Es mögen

---

1. W. Grimm, Die deutsche Heldensage, Berlin 1867. W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur, 1870, Bd. I, 96 fg. K. Goedeke, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung, Dresden 1884, Bd. I, 72.

noch einige Stellen nachgetragen werden. Lachmann[1] hat auf eine Stelle im Annoliede als „ein unverwerfliches Zeugnis von epischem Volksgesang“ aufmerksam gemacht. Sie lautet:

wir hôrten ie dicke singen
von alten dingen,
wi snelle helide vâhten,
wi si veste burge brâchen.
wie sich lîbin winiscefte schieden,
wi rîche künige al zegiengen.'

Im Gedichte „Reinhart“ sagt Reinhart, der Fuchs, welcher sich dem Jsengrim, dem Wolfe, als Mönch ausgiebt und eine Unterhaltung abzuweisen sucht:[2]

,eist tâlanc after nône,
wir münche spraechen niht ein wort
umbe der Nibelunge hort'.

Von dem berühmten Grafen Aerbo und wie er auf der Jagd von einem Wisentstiere durchbohrt sei, hörte noch Ekkehard von Aura singen.[3] Es herrschte im Volke ein grosses Verlangen nach weltlichen Liedern. Daher klagt ein geistlicher Dichter:[4]

uuoltent ir daz merchen
suua man aine gute rede tut
dem tumben ummare

1. Lachmann, Ueber Singen und Sagen, Abh. der Berl. Akad. 1833, S. 105.

2. Reinhart in Reinhart Fuchs v. J. Grimm, S. 49, v. 660 fg.

3. Ekkehardi Uraugiensis Chronica, M. G. SS. VI, 225, 46: Hi duo fratres, Aerbo scilicet et Boto, paterno de sanguine Noricae gentis antiquissimam nobilitatem trahebant, illius nimirum famosi Aerbonis posteri, quem in venatu a visonta bestia confossum, vulgares adhuc cantilenae resonant.

4. Von dem himmlischen Jerusalem, J. Diemer, Deutsche Ged., S. 361 fg.

der baizet ime singen
uon werltlichen dingen
unt uon der degenhaite
daz enduchet in arbeite.

Doch auch Geistliche hatten Gefallen an solchen Liedern „von der degenhaite". Aribo von Mainz schenkte dem lateinischen Gedichte vom „Walther mit der starken Hand" so grosse Beachtung, dass er es durch Ekkehard IV. von St. Gallen revidieren liess, um die zahlreichen Germanismen, die den Text entstellten, zu beseitigen.[1] Dem Bischof Günther von Bamberg wurde der Vorwurf gemacht, dass er seine Freude nicht an Büchern, sondern an Waffen habe und lieber von Etzel und dem Amelungen und anderen Recken, als von Augustin und Gregor lese,[2] und der Erzbischof Adalbert von Bremen liebte es, sich beim Schlafengehen oder, wenn er allein war, an Fabeln zu ergötzen.[3] Von solchen Fabeln sind einige erhalten. Die sie aufzeichneten in lateinischer Sprache, waren ebenfalls Geistliche, vielfach Mönche. Es sind, wie J. Grimm sagt,[4] „lauter höchst einfache, augenblicklich in die Sinne fallende, aber immer anziehende, einem gemischten Kreise der Hörer behagliche Stoffe des mannigfaltigsten Gehalts, tragisch, komisch, mythisch, aus der Geschichte oder der Tierfabel entnommen, am liebsten aber schwankhaft oder spöttisch, zuweilen auch wohl mit angehängter Lehre und geistlicher Vermahnung." Da erzählt in einem Gedicht[5] ein Spassvogel dem Erzbischof Heriger von Mainz, wie er in die

1. Breslau, Konrad II., Bd. II, 392—93.

2. Sudendorf, Registrum, II, 10, Nr. 6. Giesebrecht, Gesch. d. dt. Kaiserzeit, III, 1241, (1256) Dok. 3.

3. M. Adami G. p. Hambg. ed II 1876, S. 122 u. 123.

4. J. Grimm in Lat. Ged. des X. u. XI. Jh. hrs. v. J. Grimm u. A. Schmeller, S. XVII.

5. A. a. O. S. 335.

Hölle geschleppt, dann aber in den Himmel geführt worden sei. Hier habe Christus fröhlich beim Mahle gesessen, Johannes der Täufer sei der Schenk, Petrus der Meisterkoch gewesen. Er habe in einem Winkel den Köchen ein Stück Lunge gestohlen, es verzehrt und sich dann aus dem Staube gemacht. Darauf lässt ihn der Erzbischof für diesen Diebstahl, den er selbst im Himmel begangen, mit Ruten streichen. In einem anderen Schwanke[1] wird die Eselin der Nonne Alverada vom Wolfe gefressen, zum grossen Leidwesen ihrer Herrin. Ein Dritter, der Unibos,[2] ist „ein echtes Volks- und Hausmärchen". Ein Bauer, welcher den Spottnamen Unibos hat, führt die drei einfältigen Oberhäupter seines Dorfes, den Priester, Propst und Meier, dreimal ergötzlich an. Zuerst redet er ihnen vor, das viele Geld, welches er gefunden hat, sei der Erlös einer Ochsenhaut. Sie schlachten daher alle ihre Rinder und wollen die Felle auf dem benachbarten Markte gegen hohen Preis verkaufen, erhalten aber nur Spott und Verdruss. Als sie sich dafür an ihm rächen wollen, lässt er seine Frau sich tot stellen, thut, als wenn er sie getötet hat, und ruft sie durch dreimaliges Blasen auf einem Horne ins Leben zurück. Da sie den Dreien schöner und jünger als vordem erscheint, erhandeln sie das Horn, wollen ihre alten, runzligen Frauen auch wieder jung und schön machen, töten sie und können sie nicht wieder erwecken. Ihrer Rache entgeht der Unibos, indem er ihre Habsucht durch ein Pferd erregt, welches Geld von sich geben soll. Als sie, so zum drittenmal angeführt, seinen Tod fordern, willigt er ein, erbittet sich aber als Todesart, in einem Fasse ins Meer geworfen zu werden. Während jene auf seine Ueberredung hin noch einen fröhlichen Trunk thun, weiss er es dahin zu bringen, dass ein Schweinehirt, der des Weges

1. A. a. O. S. 337.
2. A. a. O. S. 354 fg. u. 382.

kommt, ihn frei macht und für ihn ins Fass kriecht. Er ist nun wieder frei und hat noch dazu die Schweine bekommen. Als er sie dann nach einigen Tagen durchs Dorf treibt und seine Feinde sich entsetzen und meinen, er sei von den Toten auferstanden, redet er ihnen vor, dass er in dem Meere diese Schweine gefunden habe. Es gäbe dort noch so viele, und es sei da unten so herrlich, dass er nimmer zurückgekommen wäre, wenn er nicht sein geliebtes Weib daheim hätte. Darauf springen alle drei, begierig nach solchem Reichtum, ins Meer. Es sind das Schwänke, wie sie noch heute fortleben und „von dem bürle, vom Bauer Kibitz, von Rutschki oder unter andern Namen, im einzelnen vermehrt, vermindert und verändert umlaufen und ihr unverwüstliches Dasein behaupten — Goldlegende Rosse, Enten und Hühner führen andere Märchen ernstlich ein.“ [1] Erinnerungen an Mythe und Sage haben sich in diesen Fabeln erhalten. Im „Heriger“ wird die Hölle als von dichten Wäldern umgeben geschildert,[2] ein Nachklang der heidnischen Vorstellung, nach der zur Unterwelt der Weg durch dunkle, tiefe Thäler führt.[3] Sehr altertümlich ist der Zug, dass der Spassmacher im Himmel ein Stück Lunge gestohlen und verzehrt habe; noch wir erzählen uns vom Landsknecht oder vom Schwab, der das Leberlein heimlich gegessen.[4] Mythe und Heldensage haben auch in ein grösseres Gedicht, den „Ruodlieb“, welches in Bayern im Kloster Tegernsee entstanden ist, Eingang gefunden.[5] Die Mutter des Ruodlieb hat einen bedeutsamen Traum, der ihr das Schicksal ihres Sohnes vorhersagt.[6] Sie

---

1. J. Grimm a. a. O. S. 382.
2. A. a. O. S. 335: Heriger str. 2.
3. A. a. O. S. 344.
4. A. a. O. S. 344.
5. J. Grimm a. a. O. S. XIII.
6. Ruodlieb XVII, 88.

sieht, wie er zwei wilde Eber, welche ihn anfallen, mit dem Schwerte erlegt, und wie ihm dann eine weisse Taube eine köstliche Krone aufs Haupt legt und sich Küsse mit ihm tauschend auf seine Hand setzt. In einem Traume wird auch Kriemhild das Schicksal ihres künftigen Gatten Siegfried kund. Von den nun folgenden Abenteuern des Ruodlieb ist nur eine Szene erhalten,[1] wo ein Zwerg, der gebunden vor ihm liegt, bittet, ihn frei zu lassen, und ihm dafür verspricht, den Hort zweier Könige, Immunchs und seines Sohnes Hartunchs, zu zeigen. Sie werden mit ihm kämpfen, aber von ihm erschlagen werden. Die Erbin des Reiches, die schöne Heriburg, werde sein eigen. Als Ruodlieb ihm aber nicht traut, bietet er seine Gattin, ein kleines, sehr schönes, goldgeschmücktes Weibchen als Geisel an. Die Zwerge sind so dargestellt, wie noch heute in Sage und Märchen.

Solche Märchen, „Lügenmärchen“, wie sie übelwollende Geistliche nannten, erzählten sich auch die Kinder (vgl. S. 23). Mit ihnen eng verwandt ist die Tierfabel.[2] In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wurde die grosse deutsche Fabel vom Fuchs und Wolf zu den umfassenderen Gedichten vom Isengrimus, Reinardus und Reinhart gestaltet, aber schon im elften Jahrhundert, wenn nicht noch viel früher, müssen volkstümliche Bearbeitungen in Liedern der Volkssprache vorausgegangen sein. In lateinischer Fassung sind uns zwei überliefert, die allbekannte Fabel vom Fuchs und Hahn[3] und die vom Priester und dem Wolfe,[4] die sich noch lange erhalten hat. Ein alter Priester hat einen Wolf in einer Grube gefangen, fällt aber beim Hineingucken selbst hinein. In seiner

---

1. Ruodlieb XVIII.
2. J. Grimm in Reinhart Fuchs, S. LXVI.
3. Lat. Ged. des X. u. XI. Jh. S. 345 fg.
4. A. a. O. S. 340 fg.

Herzensangst denkt er an seine Sünden, wie er so wenig für seine Gemeinde gesorgt habe; er betet den ganzen Psalter und das Paternoster. Als er gerade das „Erlöse uns von dem Uebel“ spricht, springt der Wolf ihm auf den Rücken und von dort hinaus. Der Priester aber lobt Gott und verspricht für seine Gemeinde unablässig zu beten. Er wird aus der Grube herausgezogen, aber niemals wieder, schliesst der geistliche Dichter, hat er so inbrünstig gebetet.

Die Heimat dieser Tierfabeln und die Gegend ihrer reichen Ausbreitung ist Flandern, Westfrankreich und der Niederrhein.[1] Geistliche haben sie liebevoll aufgezeichnet und treu ihren Charakter gewahrt und nur hie und da ihnen einen fröhlichen Scherz über geistliches Treiben oder auch wohl wie der Dichter des Reinardus, scharfen Spott über Missstände im Kloster und in der ganzen Kirche angefügt. Sie waren, wie dieser, zum Teil Mönche, Benediktiner, welche einen weltfrohen Sinn hatten und nicht Gefallen fanden an dem weltabgewandten Geist, welcher von Cluny ausging und gegen Ende des elften Jhs. einen grossen Teil der Geistlichkeit beherrschte. Und wie seine Ordensbrüder im Nordwesten sah auch im bayrischen Kloster Tegernsee ein Mönch mit liebevollem und scharfem Auge in die ihn umgebende Welt und entnahm der Gegenwart den Stoff zu seinem Gedichte „Ruodlieb“. Es sind die Schicksale eines verbannten Ritters in der Fremde und seine mannigfachen Erlebnisse auf der Heimreise zu seiner Mutter.

Männer und Thaten der Gegenwart besang auch das Volk in seinen Liedern. Noch 1118 bezeugten volkstümliche Erzählungen und Lieder die grossen Verdienste des Bischof Benno von Osnabrück, welche er sich in Heinrichs III. Ungarnfeldzug 1052 erworben hatte.[2] Ueber die Ermordung

1. J. Grimm in Reinhart Fuchs, S. LXIX, LXXVIII.

2. V. Bennonis auct. Nortberto, M. G. SS. XII, 63, 17: ubi quantae sibi utilitati, quanto honori, quanto denique vitae tuta-

des Grafen Karl von Flandern im Jahre 1127 wurden viele Gedichte verfasst.[1] Ueber die Kreuzzüge waren Lieder in aller Munde und manche Gedichte wurden aufgezeichnet.[2]

Die Dichter waren teils Geistliche, teils Leute aus dem Volke, meistens wohl die Spielleute. Diese waren die eigentlichen Träger der volkstümlichen Dichtung. Ueberall wurden sie gern gesehen und trugen auf den Strassen, an den Dreiwegen oder in den Häusern der Vornehmen bei den Mahlzeiten ihre Fabeln, Schwänke und Lieder vor.[3] Aber auch das ganze Volk sang sie; denn nach allen Berichten wurden die epischen Dichtungen gesungen,[4] auch die Schwänke, wie ihre Benennung „cantilena" zeigt.[5] Auf der Strasse sangen die Mädchen ihre Lieder;[6] am Abend setzte sich der Landmann an den Herd, erfrischte sich durch einen Trunk und sang seinen Knaben ein Lied vor, in dessen Kehrreim sie einstimmten.[7]

Auch zum Tanze wurden sie gesungen,[8] denn bis zum Ende des Mittelalters war der Gesang dem Volke die liebste

---

mini et praesidio fuerit, populares etiamnunc adhuc notae fabulae attestari solent et cantilenae vulgares.

1. Chron. S. Andreae, M. G. SS. VII, 547, 39.

2. Chron. S. Andreae, M. G. SS. VII, 545, 8: cum de eis et cantica ubique diffusa et carmina quaedam descripta habeantur.

3. Unibos, Lat. Ged. S. 354, str. 2.

4. Lachmann, Ueber Singen u. Sagen.

5. Lat. Ged. S. XVII.

6. Mon. hist. Tornacensis, M. G. SS. XIV, 291, 8: ubi clamores iuvenum, cantilenas puellarum audiebant.

7. V. Bardonis major, M. G. SS. XI, 335, 18: Sic enim agricola — die decedente labori decedit, assidensque prunis postquam potu maduerit, aliquid dulce praecinit, secuntur pueri.

8. Ruodlieb V, 92: Cum plebs altisonam fecit choream. —

Begleitung zum Reihentanz.[1] Selbst die Heldenlieder werden dabei erklungen sein; haben doch noch 1818 die Bewohner der Färöer Inseln das alte Siegfriedslied zum Tanze gesungen. Auch das Rüge- und Spottlied wurde dabei angestimmt.[2] Als Abt Gebehard von Hirschau die Wahl zum Bischof von Metz angenommen hatte, erregte er grossen Unwillen, der sich selbst im Liede des Volkes äusserte. Das ging soweit, dass selbst in seiner Gegenwart einst die Bewohner eines Ortes, in dem er sich aufhielt, zum Reihentanze ein Spottlied auf ihn sangen. Doch bekam es ihnen schlecht, denn die Freunde des Abtes stürzten sich mit einigen Rittern auf sie und trieben sie unter Schlägen auseinander.[3] Mit wildem Geschrei und Spottliedern verfolgten die Leute am Königshofe den unbeliebten Hildolf, welchen Heinrich IV. zum Erzbischof von Köln bestimmt hatte.[4]

Nicht nur die Bauern, wie es die geistlichen Berichte hinstellen, sondern auch die Ritter werden Heldenlieder gesungen haben. Im Rolandsliede lässt der Dichter die heidnischen Ritter sich auf dem Marsche Fabeln und

---

1. Fr. Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland, 1886, Bd. I, S. 230.

2. Weinhold, Deutsche Frauen, II, 161. Wackernagel, Gesch. d. dt. Litt. S. 98. — Spottname: Unibos, Latein. Ged. S. 355, str. 8, 3. (Unibos) A vicinis deluditur: Unus bos miser dicitur.

3. Historia Hirsaugiensis Monasterii, M. G. SS. XIV, 257, 50: In canticum etiam vulgi versus est, in tantum ut, quodam in loco cum moraretur cives eiusdem loci in ipsius audiencia choros de eo cantantes ducerent, quamvis illis in prosperum non cessissit. Nam amici eius cum militibus accurrentes, fustigatos illos disperserunt.

4. Lamperti Annales ed. Holder—Egger, S. 251, 17: omnes eum tamquam aliquod antiquitatis monstrum inconditis clamoribus et canticis perurgerent lapidesque in eum et pulverem, vel quodcumque aliud furentibus casus optulisset, iactarent.

manche „saltsene rede“ erzählen.[1] Wipo überliefert, dass nach der Wahl Konrads II. die Laien wie die Geistlichen in ihrer Freude Lieder in ihrer Weise anstimmten.[2] Die Ritter sangen Lieder auf fröhlicher Fahrt, wenn sie ihrem Freunde die Braut geleiteten[3] oder wenn sie nach glücklichem Kampfe in die Heimat zogen.[4] Das Kampflied, das ‚wîcliet‘, liessen sie erschallen, wenn sie auf den Feind eindrangen und ihn geworfen oder die Burg im Sturm genommen hatten.[5] Es lag ihnen auch der Gesang der Lieder schon durch die Pflege der Musik nahe, welche bereits bei einem Ritter gern gesehen wurde.

Einen grossen Teil der Lieder werden die lyrischen, besonders die Liebeslieder gebildet haben. Wenn auch über sie nur Andeutungen erhalten sind, so setzen doch die kurzen, schlichten und so tief empfundenen Lieder, welche ohne Namen oder unter dem des Kürenberc aus etwas späterer Zeit auf uns gekommen sind, ähnliche, wenn nicht gleiche voraus.

Es sind so echte Naturtöne, wie sie dem Volksliede eigen sind. Auch die Geistlichen konnten sich ihrem Reize nicht verschliessen. Bei ihrem Verkehr mit den Frauen sendeten und empfingen auch sie solche kleinen Liebesgrüsse. Der geistliche Dichter des Ruodlieb hat einen solchen liebevoll in sein Gedicht aufgenommen, wenn auch in halblateinischer Form. Das junge Mädchen, um welches

---

1. Rolandslied 64, 10.

2. Wiponis Opera ed. II. Hannover 1878. Ibant gaudentes clerici psallebant, laici canebant, utrique suo modo.

3. St. Paulus, Karajan, Deutsche Sprachdenkmale, 112, 22. Die Hochzeit, Karajan, 25.

4. Brunonis de bello Saxonico ed. Wattenbach, 1880, S. 72, Cap. 101: Inde vero cum magno gaudio cantuque redeuntes —

5. Kaiserchronik, v. 2052, 5323, 7221. — Rolandslied, 28, 14; 136, 17; 208, 15.

Ruodlieb werben lässt, trägt dem Werber den alten Liebesgruss auf:[1]

„Tantundem liebes, ueniat quantum modo loubes,
Et uolucrum wunna quot sint, tot dic sibi minna,
Graminis et florum quantum sit, dic et honorum."

Wie hier eine wichtige Antwort mit einem feststehenden Spruche gegeben wird, so wurden andere gleich wichtige Erklärungen wohl ebenfalls in gebundener Rede geführt. Auf die wohlgesetzten Worte des Brautwerbers wurde geachtet;[2] anscheinend mit bestimmtem Spruche ladet der Bräutigam seine Braut an ihrem Hause zur Heimholung heraus[3]. Nach der Vermählung von Ruodliebs Neffen mit dem jungen Fräulein stimmen alle Verwandten das Hochzeitslied an.[4] Ja, man glaubte, dass noch der gebundenen Rede eine geheimnisvolle Kraft innewohne, welche Schutz oder Heilung dem brachte, für den man sie sprach. Aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts sind uns solche Segensformeln erhalten. Sie traten damals an die Stelle der alten, vielfach allitterierenden Sprüche, deren Ursprung grösstenteils ins Heidentum zurückreicht.[5]

Diese Freude an formelhafter Rede liess natürlich auch die Sprichwörter in aller Munde sein. Es sind das zum Teil Sprüche, welche heute noch leben und schon damals als alt angesehen wurden, als „altsprochene wort", wie „iz en ist nicht allez golt daz da glizzet.[6] „sippebluot von wazzer nicht verdirbet,

---

1. Ruodlieb XVII, 11 fg.
2. Genesis, Diu Buochir Mosis, Massmann, Deutsche Ged v. 2026.
3. St. Paulus, Karajan, Deutsche Sprachdenkmale, 112, 14 fg
4. Ruodlieb XV, 89.
5. Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII. bis XII. Jh. — hrs. v. K. Müllenhoff und W. Scherer, 1892, Bd. I Nr. 49 u. Anm.
6. Rolandslied 71, 16.

„des ein gebûre dem andern tuot, komet dicke lôn."[1]
Alte Anschauungen, die auch uns noch nicht fremd sind, haben sich in ihnen erhalten, wie das Misstrauen gegen einen Rotkopf: Non tibi sit rufus unquam specialis amicus;[2] ebenso auch alte Gebräuche, wie:

dem hat er daz halmel uorgezogen
unz er in gar hat betrogen.[3]

Sie werden aber auch zum Teil neu gebildet im Anschluss an bedeutungsvolle Vorgänge der Gegenwart. Das Blutbad von Odernheim 1011 war so gross, dass noch nach 60 Jahren sich Freunde einander wünschten: „Mögen wir nie nach Odernheim kommen."[4] Die energische Unterwerfung des aufrührerischen Rheingaus durch Herzog Friedrich von Schwaben, welcher überall Burgen anlegte, verherrlichte das Sprichwort: „Herzog Friedrich zieht am Schwanze seines Pferdes immer eine Burg nach sich",[5] und das zunehmende Gefühl der Selbständigkeit von Rom um die Mitte des zwölften Jahrhunderts fand seinen Ausdruck in den Worten: „Derselbe Wein wird hier getrunken wie in Rom."[6]

1. Reinhart in Grimm, Reinhart Fuchs, S. 34. v. 266 u. v. 298.

2. Ruodlieb V, 451, vgl. J. Grimm, Reinhart Fuchs S. XXX.

3. Loblied auf Maria, Diemer, Dtsche. Ged. 305, 1 — Wernher vom Niederrhein, hrs. v. W. Grimm, Göttingen 1839, S. 28.
v. 21. Sin zorn so up di iuden draf
dat man ir drizic umbe ein hei gaf.

4. Fund. Brunwilar., M. G. SS. XIV, 132, 34.

5. Ottonis et Rahewini gesta Friderici I, imp. ed. Waitz 1884. S. 22, Lb. I. c. 12.: Nam semper secundum alveum Rheni descendens, nunc castrum in aliquo apto loco edificans, vicina quaeque coegit, nunc iterum procedens, relicto priore, aliud munivit; ut de ipso in proverbio diceretur: „Dux Fridericus in cauda equi sui semper trahit castrum."

6. A. a. O. S. 14: secundum quod soliti sumus dicere: ‚Idem vinum bibitur hic quod Romae.'

Mit kurzen Sprüchen liebte man die Geräte, welche man täglich gebrauchte, zu versehen. Dem Gedichte „Ruodlieb“ sind solche Inschriften, wie sie wirklich auf den Geräten standen, angefügt[1]; sie gehören einem Blasebalg, Fliegenwedel, Reiseflaschen, Beinschienen und anderen Dingen an. Wie im Märchen sprechen sie darin selbst zum Menschen. Nach Seiler[2] knüpft der Dichter in diesen scherzhaften Aufschriften an eine alte Klostertradition an, da sich schon von seinem Vorgänger Froumund von Tegernsee ein Scherzgedicht auf seinen Esslöffel findet. Aber auch ausserhalb der Klostermauern hat jedenfalls diese Sitte bestanden, denn schon in der altgermanischen Zeit versah man Waffen und Schmuck mit Runensprüchen, aus der Minnesingerzeit sind uns Schwerter mit Inschriften erhalten[3] und noch heute finden wir in Gegenden, wo alter Brauch fortdauert, Haus und Gerät mit sinnigen Sprüchen geschmückt. Auch hier sehen wir wieder, wie die Geistlichen, sogar die Mönche, ihre Freude an solchen Aeusserungen des Volksempfindens hatten. Das war um die Mitte des elften Jahrhunderts. Bald aber wurden die clunyacensischen Ideen mächtig. Die Geistlichen wurden weltabgewandt und eiferten gegen das fröhliche Treiben des Volkes, gegen seine Sagen Schwänke und Lieder. In einem Gedichte auf Maria bekennt eine Frau:[4] ‚predege vlôch ich, lugenspel ôren sinne hêten liep‘, und in einer Bamberger Beichtformel[5] klagt sich der Büsser an, schuldig zu sein:

‚in lugisagilon, in lugispellen, in huorlieden, in allen scantsangen, in hônreden manigen, in jagides lussami, in aller werltminno unde mîn selbes.‘

---

1. Ruodlieb S. 302—304.
2. F. Seiler, Ruodlieb, S. 200.
3. Ztschr. f. dt. Alt. I, 194.
4. Gedicht auf Maria, Ztschr. f. dt. Alt. VIII, 299.
5. Denkmäler, Müllenhoff u. Scherer, I, 304.

Solche „Lügenspiele“ und „Hurlieder“ suchten sie zu verdrängen durch geistliche Dichtungen.[1] In deutsche Verse wurden die Schöpfungsgeschichte, die Bücher Mosis und andere Geschichten aus der Bibel gekleidet, in zahlreichen Legenden wird die duldende Entsagung der Märtyrer und Heiligen als nachahmenswert gefeiert. Die Spielleute, die Lieblinge des Volkes, die Träger jener Lügenlieder, werden als die Diener (Kinder) des Teufels angeschwärzt[2]. Es hatte keinen Erfolg. Nur die Frauen, welche des Lesens kundig waren und der geistlichen Welt näher standen, nahmen an dieser Dichtung Anteil. Gisela, die Gattin Konrads II., war eine grosse Verehrerin der Werke des Notker Labeo von St. Gallen.[3] Ihnen widmeten geistliche Schriftsteller ihre Werke.[4] Sie regten auch selbst zum Dichten an oder liessen sich Gedichte abschreiben, so wurde die Legende von Tnugdalus auf Geheiss von drei Frauen, Otegeb, Haeilka und Geisel geschrieben,[5] und der Schreiber der Handschrift, in welcher die Gedichte des Wernher vom Niederrhein überliefert sind, schliesst mit den Worten:[6]

Di dit buch schrivin gert
di is geheizzen Bele.
allir eren is si wert.
zo himile muzsi ir sele.

---

1. Willirams Paraphrase des Hohenliedes, Ausg. Hoffmann, Breslau 1857, 128, 15—17: daz sîe mêr lustet diuina mysteria scrutari, quam ludis et fabulis aut turpibus cantilenis occupari.

2. W. Scherer, Gesch. d. dt. Dichtg. im XI. u. XII. Jh. Strassburg 1875.

3. W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, Berlin 1894, II, 1.

4. Hugonis Floriacensis Opera historica, M. G. SS. IX, 353, 38; 349, 23.

5. Tnugdalus, Hahn, Ged. ds. 12. u. 13. Jhs., 41, 67.

6. Wernher vom Niederrhein, Ausgabe W. Grimm, S. V.

gischrivin undi irwelit sin.
dat helf ir unsir trechtin.
Amen.

Einige von ihnen waren sogar dichterisch thätig. In oder bei Göttweih dichtete in den ersten Decennien des 12. Jahrh. Frau Ava die deutschen Gedichte vom Leben Jesu, Antichrist und Jüngsten Gericht, welche die Vorauer Handschrift aufbewahrt hat.[1] Um 1079 schrieb eine Frau Berta das Leben der hl. Adelheid in sehr gefälligem Stil[2] und eine Klausnerin Engilbirn gab ihrem Empfinden Ausdruck in einem „ebenso schönen als innig-frommen" Liede an die Seele.[3]

Auf die grosse Menge der Laien aber hatte diese geistliche Dichtung keinen bestimmenden Einfluss. Die Geistlichen sahen sich dahin gedrängt, dem weltfrohen Sinne entgegenzukommen. Die Liebe zur Jungfrau Maria wurde in immer neuen Liedern glutvoll geschildert, das Hohelied deutsch umschrieben. Mit den Kreuzzügen ist die Lust an Abenteuern gestiegen; die Geistlichen kommen auch diesem Verlangen nach und schildern die Kämpfe gegen die Ungläubigen oder führen ihre Leser mit Alexander in die Wunderwelt Indiens. Die Welt hat über sie gesiegt, und sie bereiten selbst die kommende Zeit des Minnesanges vor.

---

1. J. Diemer, Deutsche Ged. S. 229—98.
2. V. Wolfhelmi abb. Brunwilar., M. G. SS. XII, 190, 5.
3. St. Ulrichs Leben, hrs. v. J. A. Schmeller, München 1894, S. VIII.

Viertes Kapitel.

Reisen und Gastlichkeit.

Die naive Freude an der lieblichen Natur konnte schon in der nächsten Umgebung befriedigt werden, sie trieb den Menschen nicht zu weiten Reisen an. Sie waren auch zu gefahrvoll und unbequem, als dass man sie zum Vergnügen unternommen hätte. Das Gefühl der Beschwerden liess die Freude nicht aufkommen.[1] Bewundernd berichtet daher Adam von Bremen, dass Bovo, der Gefährte Adalberts von Bremen, sich rühmte, nur aus Lust am Reisen dreimal nach Jerusalem gekommen zu sein.[2] Als eine Ausnahme ist es auch anzusehen, wenn Abt Rudolf von St. Trond, nur um die berühmten warmen Quellen zu sehen, Porcetum bei Aachen aufsuchte.[3] Man pflegte sonst nur zu reisen, wenn es durchaus notwendig war. Auf den Landstrassen herrschte grosse Unsicherheit.[4] In ihrer Nähe lagen Räuber in ihren Schlupfwinkeln und lauerten den Kaufleuten und

1. Gesta abb. Trudonensium, M. G. SS. X, 232, 3: Mönch Guntramnus: nec difficultate itineris exterritus. — a. a. O. 252, 27: Mönche von St. Trond reisen von Metz zurück: per tam longum perque tam difficile iter.

2. M. Adami Gesta pont. Hammenbg. ed. II. 1876. S. 152: qui se tamen peregrinationis amore Jherosolimam ter accessisse iactabat.

3. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 272, 32: gratia videndi loca calidis aquis de terra emanantibus famosa — Porcetum (Burtscheid) — transivit.

4. Chronicon Affligemense, M. G. SS. IX, 408, 15.

anderen, die des Weges kamen, auf.[1] Die dichten Wälder boten ihnen sichere Verstecke. Besonders des Nachts, wenn die Reisenden gezwungen waren, im Freien zu übernachten, wurden sie von den Räubern überfallen[2] und selbst in kleinen Dörfern hatten sie solches zu fürchten.[3] Mancher verlor dabei sein Leben; sogar Mönche schützte ihr heiliger Stand nicht.[4]

Auch die zahlreichen Fehden trugen zur Unsicherheit der Wege bei. So hatte Abt Rudolf auf einer Reise nach Metz die Nachstellungen seines Gegners Hermann und dessen Anhänger zu fürchten.[5] Aber auch um Geld zu erpressen, überfielen Ritter die Reisenden und schleppten sie in ihre Burg. So hatten in Flandern zu der Zeit des Grafen Balduin zehn Ritter einen Kaufmann, welcher zum Markte fuhr, ausgeplündert.[6] Drückender Mangel trieb sie wohl häufig dazu.[7]

Gegen dieses Unwesen wurden von den Königen in den Friedensgesetzen Verordnungen getroffen;[8] weltliche und geist-

---

1. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 294, 50; 306, 6. Fundatio monast. Arroasiensis, M. G. SS. XV, 1119, 10; 1118, 46.
2. Chronicon Benedictoburanum, M. G. SS. IX, 228, 28.
3. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 267, 13.
4. Fund. Brunwilar., M. G. SS. XIV, 145, 30. Vita Theogeri, M. G. SS. XII, 457, 2.
5. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 265, 16 u. 266, 53.
6. Mon. hist. Tornacensis, M. G. SS. XIV, 283, 47.
7. Cantat. S. Huberti, M. G. SS. VIII, 591, 35: (anno 1082) Cui (der Burg) cum quasi ad custodiam provinciae milites deputasset, illi cogente inopia facti sunt publici praedones, non solum villarum pauperes sed etiam ipsam abbatiam sancti Huberti assiduis incursionibus vexantes.
8. Isengrimus in Reinhart Fuchs v. J. Grimm v. 19.
   Sanxerat et firmam sententia regia pacem,
   atque hostem metui iussit amante minus;
   neve revertendo neve infestetur eundo,
   in caput ductoris pax quoque fracta foret.

liche Fürsten zogen gegen die Burgen der Raubritter und zerstörten sie, hoben die Nester der Wegelagerer aus[1] und bestraften wie Balduin von Flandern[2] selbst Ritter mit unnachsichtiger Strenge. Mancher verfiel auch der Rache des Volkes, wie der berüchtigte Egen. Dieser wurde bei einem Strassenraube ergriffen, von den Einwohnern geblendet und geriet in so grosses Elend, dass er von Thür zu Thür gehend um Almosen betteln musste.[3] Solches energische Vorgehen hatte Erfolg. Der Graf Robert von Flandern griff so scharf durch, dass in keinem Lande grössere Sicherheit herrschte, als in dem seinen.[4] Die unnachsichtige Strenge des Balduin bewirkte, dass niemand in ganz Flandern etwas zu rauben wagte. Doch griff bei seinem Tode die alte Verwirrung wieder um sich.[5] Im Jahre 1123 nahm nach Ekkehard von Aura das Raubritterwesen in ganz Deutschland überhand.[6]

Selbst wenn Sicherheit herrschte, blieb die Reise immer noch beschwerlich, da die Wege in schlechtem Zustande waren. Es gab zwei Arten der Wege, die grossen Heerstrassen, die viae publicae, viae regales, viae regiae[7] und die Nebenwege und Steige, die semitae, tramites,

---

1. Gesta Treverorum, M. G. SS. VIII, 172, 30. — Mon. hist. Tornacens., M. G. SS. XIV, 282, 35. — Anonymus Haserensis, M. G. SS. VII, 264, 30.

2. Mon. hist. Tornacens., M. G. SS. XIV, 284, 5.

3. Lamperti Annales ed. Holder-Egger S. 172, 27.

4. Mon. hist. Tornacens., M. G. SS. XIV, 282, 35; 283, 31.

5. A. a. O. 286, 16.

6. Ekkehardi Chronica, M. G. SS. VI, 261, 15 fg.

7. Gesta ep. Cameracensium, M. G. SS. VII, 418, 11. — V. Meinwerci, M. G. SS. XI, 132, 34. — Historia mon. Mosomensis, M. G. SS. XIV, 603, 1. — Vgl. E. Gassner, Zum deutschen Strassenwesen von der ältesten Zeit bis zur Mitte des XVII. Jahrh. 1889.

compendiaria, calles.[1] Die Heerstrassen waren befestigt oder auch gepflastert und hiessen deshalb viae stratae.[2] Aber selbst die Hauptstrassen waren nicht weniger beschwerlich als die unebenen und steilen Nebenwege. Häufig sind die Klagen über die kotigen Wege. Andauernder Regen machte sie noch schwerer gangbar, als sie so schon waren.[3] Es kam vor, dass die Rinnsale dann bis zu den Jochen der Ochsen und den Sätteln der Pferde spritzten. Einsichtsvolle Herren besserten schadhafte Stellen aus. Von dem Bischof Werimbold von Cambrai rühmt der Chronist, dass er auf den Strassen Steine und Schutt habe ebnen lassen, damit sich das Last- oder Zugvieh nicht verletze.[4] Benno von Osnabrück machte sich durch die Anlage von trockenen und geraden Wegen in den Sumpfstrecken um Osnabrück sehr verdient; er beaufsichtigte selbst die Arbeiten.[5]

---

1. Trsl. Modoaldi, M. G. SS. XII, 305, 3. — Gesta ep. Cameracensium, M. G. SS. VII, 428, 21. — Gesta ep. Cam. continuata, M. G. SS. XIV, 217, 34.

2. Fundatio mon. Arroasiensis, M. G. SS. XV, 1118, 46; 1119, 10.

3. Othloni V. Wolfkangi, M. G. SS. IV, 539, 5 u. 8. — Ex miraculis SS. Ursmari et Ermini, M. G. SS. XV, 835, 16: Via enim gravis est et longa, omnimoda difficultate nulli usquam comparanda. — Luna quippe pluvialis difficiliorem effecerat viam, quae nunquam est facilis, usque ad iuga boum et sellas equorum exundantibus mille torrentium rivulis.

4. Gesta ep. Cameracens., M. G. SS. XIV, 217, 34 fg.:

Equantur per vestigia
et lapides et rudera
ne offendatur bestia
quae fert aut trahit onera.

5. Vita Bennonis auct. Nortberto, M. G. SS. XII, 67, 25 fg.; 67, 28: Sed ipse ibi collecta populi ingenti multitudine multo tempore commorans, laboribus invigilans.

Die schlechten Wege erschwerten Fussreisen ganz besonders. Selten wanderte man daher, nur wenn man durch Not oder bestimmte Gründe dazu getrieben wurde, etwa um weniger bemerkt zu werden und so leichter den Nachstellungen zu entgehen.[1] Eine Reise zu Fuss war daher etwas sehr Ungewohntes und Ermüdendes.[2] Ausdrücklich wird unter den Mühen der Reise, welche die Mönche von St. Trond auf ihrer Rückkehr von der Abtswahl in Metz auszustehen hatten, hervorgehoben, dass sie einen so langen und beschwerlichen Weg zu Fuss machen mussten.[3] Den schönen Mönch Guntramnus von St. Trond forderte einst Poppo von Stablo auf, ihm zu Fuss nach Stablo zu folgen, wohl um seinen Gehorsam zu prüfen. Guntramnus aber schreckte nicht vor der Schande der ungewöhnlichen Fusswanderung und den Mühen des Weges zurück, kam jedoch am Abend ermüdet und zerschlagen im Kloster an.[4]

Es galt geradezu für eine Schande, zu Fuss zu gehen, denn das Reiten war so allgemein geworden, dass es zum Ehrbegriff gehörte.[5] Nur arme Leute, die sich kein Reittier halten konnten, reisten zu Fuss.[6] Ein freigebiger Wirt schenkte daher auch seinen Gästen, welche zu Fuss angekommen waren, unter anderen Geschenken ein Reitpferd,

1. Gesta arch. Salisburgensium, M. G. SS. XI, 41, 42.

2. Chronicon S. Michaelis in pago Virdunensi, M. G. SS. IV, 82, 8: insuetae peregrinationis insolitos pedes arripit iter.

3. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 252, 27: Fratres inde reversi, laceri, spoliati et pedites per tam longum perque tam difficile iter —.

4. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 232, 3: nec pudore insueti peditis motus nec difficultate itineris exterritus — 232, 4 fg.: Ubi cum lassus quassusque tenerum corpus — pervenisset.

5. Max Jähns, Ross und Reiter in Leben und Sprache, Glauben u. Geschichte der Deutschen, 1872. Bd. II, S. 111.

6. Anselmi G. ep. Leod., M. G. SS. VII, 112, 36; 217, 37.

wie der Erzbischof Konrad von Salzburg.[1] Beritten zu sein galt für so selbstverständlich und notwendig, dass die Aebte Alexander und Rudolf auf ihrer Reise nach Rom von den Räubern, die sie ganz ausgeplündert hatten, wenigstens ihre Pferde zurückerhielten.[2] Auch die Geistlichen, selbst die Mönche, ritten; es war allgemeine Sitte.[3] Sie besassen ihre eigenen Pferde.[4] Wollte ein Geistlicher seine Demut zeigen, dann ritt er nicht einen stolzen Hengst, sondern eine Stute oder wohl gar ein armseliges Eselein.[5] Zu Pferde reisten auch die Frauen.[6]

Nur Kranke und Schwache bedienten sich des Wagens,[7] bei weiten Reisen auch die Frauen. Es war ja auch auf den schlechten und unebenen Wegen ein leichtes Fortkommen nur zu Pferde möglich, während die wohl noch unbeholfenen Wagen es noch mehr erschwerten. Aus diesem Grunde benutzte man auch die Sänfte, die „rosbare“; sie wurde von zwei Pferden getragen. In ihr waren die Annehmlichkeiten der schnelleren Beförderung zu Pferde und des Geschütztseins im Wagen vereint.[8]

---

1. Chronicon S. Andreae in Castro Cameracesii, M. G. SS. VII, 534, 45. — Gesta archiep. Salisburgensium, M. G. SS. XI, 41, 42. — Ruodlieb IV, 233.

2. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 306, 6.

3. Mirc., Ursmari, M. G. SS. XV, 833, 13. — Ebonis V. Ottonis, Jaffé V, S. 599. — Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 261, 39; 267, 13. — St. Ulrichs Leben hrsg. v. Schmeller, v. 1118 (Cap. XVIII).

4. Gesta archiep. Salisburgensium, M. G. SS. XI, 53, 39. — Miracula Gengulfi, M. G. SS. XV, 794, 28.

5. Vita Wilhelmi, M. G. SS. XII, 213, 47.

6. Genesis, Massmann, Deutsche Gedichte, 20, 55. Genesis, Hoffmann, Fundgruben, 35, 20. Die Hochzeit, Karajan, 25.

7. Codex Hirsaugiensis, M. G. SS. XIV, 258, 8: Bischof und Abt Gebehard zieht sich wegen Schwäche in ein Kloster zurück: in vehiculo deducitur. — Annalista Saxo, M. G. SS. VI, 725, 39;

Die Schiffahrt auf den grossen Flüssen, wie Donau und Rhein, boten ein bequemes und gern benutztes Verkehrsmittel. In den Ungarnkriegen und auf den Kreuzzügen wurde ein grosser Teil der Heere zu Schiff die Donau hinabgeführt.[1]

Man reiste ziemlich schnell. Wie F. Ludwig festgestellt hat, betrug der gewöhnliche Tagemarsch 20—30 km.[2]

Die Lebensmittel mussten mitgeführt werden, denn Wirtshäuser wird es nur wenige gegeben haben. Grosse Herren mussten für sich und ihre Begleitung reichlichen Proviant mitnehmen, wenn sie durch unbekanntes Gebiet

---

Bischof Burchard von Halberstadt: tam senio quam morbis confectus et adeo podagra constrictus, ut iam annis ferme 8 absque rede vel cuiuslibet vehiculi adminiculo prodire nequiverit. — St. Ulrichs Leben, v. 1280:

Swie sich der gotes kneht virsah
daz ime der tôt was vil nach,
1283 ûf einem sliten er sich füeren hiez
die wîle er gesunt was, die gewoneheit
hete er, daz er ûf einem wagen reit,
er eine und sîn kapelân saz.

(Berno) vehiculo superpositus — Quem equitandi usum — habebat, ut quocumque sibi eundum fuisset, solio super quadrigam posito, solus sederet, comite uno tantum clerico.

8. Ex vita Arnulfi ep. Suess., M. G. SS. XV, 883, 34: Igitur lecticam equis gestantibus devehitur Suessionis. — Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 332, 33: usque Leodium in basterna vulgariter appellata rosbare devectus esset.

1. Vita Theogeri, M. G. SS. XII, 474, 12. — Gesta abb. Trudon. M. G. SS. X, 306, 32. — Othloni V. Wolfkangi, M. G. SS. IV, 541, 29. — Cantatorium S. Huberti, M. G. SS. VIII, 594, 5. — Giesebrecht, Gesch. d. dt. Kaiserzeit, Bd. II, S. 338. — Ekkehardi Uraugiensis Chronica, M. G. SS. VI, 208, 15. — Ann. Altahenses Maiores, M. G. SS. XX, 805, 32. — St. Ulrichs Leben, hrsg. v. Schmeller, S. 49, v. 1142 fg.

2. F. Ludwig, Untersuchungen über die Reise- und Marsch-

zogen.[1] Eine weite Reise forderte einen grossen Aufwand. Heinrich IV. konnte auf dem Wege über die Alpen nach Canossa die Kosten nicht bestreiten. Es fanden sich daher nur wenige, welche seine Not einigermassen erleichterten.[2]

Man reiste wohl selten allein. Vornehme hatten ihre Diener bei sich,[3] und andere schlossen sich bei der Unsicherheit der Wege einander an. Abt Rudolf gesellte sich aus Besorgnis vor den Nachstellungen seiner Feinde auf der Reise nach Metz dem Heere des Kölner Erzbischofs zu.[4] Sehr erwünscht war ein Gefährte, der schon öfter den Weg gemacht hatte und Bescheid wusste. So fand Nanterus in einem Kleriker aus Köln, der ebenfalls nach Rom pilgerte, einen Genossen, der genau vertraut war mit den Beschwerden der Alpen.[5] Auch erschien die Einsamkeit des Weges, die bei der geringeren Anzahl der Dörfer nicht

---

geschwindigkeit im 12. und 13. Jhd. 1897. — Eine altertümliche Art, die Länge des Weges nach den zerschlissenen Schuhen zu bestimmen: Isengrimus in Reinhart Fuchs v. J. Grimm S. 5 Reinardus kommt an den Hof:

v. 143. tunc soleas multas et hiantes undique sumit
v. 172. ‚hoc corium rupi gressibus omne meis.‘

1. Herbordi dialogus de vita Ottonis, M. G. SS. XX, 730, 34: Sed ecce, ubi quadrigas, vehicula et sagmarios nostros victualia portantes, iumenta quoque et populum qui nobiscum veniebat eminus videre coeperunt.

2. Chronicon S. Michaelis in pago Virdunensi, M. G. SS. IV, 82, 8 fg.: Sumtis itaque stipendiis tanto itineri necessariis — Lamperti Annales ed. Holder-Egger, S. 283, 33.

3. Isengrimus in Reinhart Fuchs, S. 19. Reinardus begegnet der Ziege Bertiliana, welche allein pilgert und fragt sie:

v. 549. Tunc michi cur vel quo graderetur sola roganti
v. 555. si sapias, non absque clientibus ibis,
qui virtute viam consilioque iuvent.

4. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 265, 16.

5. Chronic. S. Michaelis, M. G. SS. IV, 82, 8 fg.

selten war, Schrecken erregend,[1] sodass auch aus diesem Grunde Anschluss gesucht wurde. Man vertrieb sich die Zeit durch allerlei Kurzweil, erzählte sich Geschichten und Märchen und sang muntere Lieder;[2] sehr fromme Geistliche wählten dazu Psalmen und Gebete.[3]

Zum Imbiss rastete man und suchte sich dazu ein liebliches Plätzchen, eine anmutige Wiese.[4] Man streckte sich ins Grüne, verzehrte die mitgenommenen Speisen und liess die Pferde grasen.[5] War es nicht möglich, eine Herberge zu bekommen, so übernachtete man im Freien. Zu diesem Zwecke führten einige auch Zelte mit sich. Bei der Unsicherheit aber war solches Uebernachten im Freien immer mit Gefahren verbunden.[6]

Man that daher gut, für die Nacht eine Herberge zu suchen. Da es aber wohl zu dieser Zeit kaum Wirtshäuser gab, in denen man übernachten konnte, so war man auf die Gastfreundschaft angewiesen. Diese wurde mit Freuden gewährt, nach besten Kräften,[7] oft sogar verschwenderisch.

---

1. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X. 267, 6: viam — vasta solitudine horribilissimam.

2. Rolandslied, 64, 10.

3. Vita S. Gerardi Tullensis auct. Widrico, M. G. SS. IV, 495.

4. Vita Wilhelmi, M. G. SS. XII, 214, 28. — Vita Popponis abb. Stabulensis, M. G. SS. XI, 302, 4 fg.: Cumque quodam in loco, quem grata commendabat amoenitas, pro sumendis cibis divertisset, iamque cibis coram positis resedisset.

5. V. Wicberti et Gesta abb. Gemblacensium, M. G. SS. VIII) 548, 51: Equis ad pastum dimissis, in viridario — discubuit.

6. Zelte: Ebonis V. Ottonis Jaffé V, 630. Miracula S. Gisleni, M. G. SS. XV, 585, 44. Chronicon Benedictoburanum, M. G. SS. IX, 228, 28.

7. St. Ulrichs Leben, S. 3. Bei den Eltern des Ulrich:

v. 71. Ze allen zîten stuont offen ir tür,
wec—müeder man gienc selten dâ für.

Berno: Cap. I. quidam hospes peregrinus — secundum

Es war noch, wie zur Zeit der Vorfahren, eine Ehre des Hauses, den Gast gut zu bewirten und zu beherbergen. Das Gastrecht galt noch für heilig. Selbst gegen einen Wahnsinnigen übten einst die Bürger einer Stadt Gastfreundschaft, trotzdem sie sich sehr vor ihm fürchteten, und erwiesen ihm Nächstenliebe, weil er ein Fremder war.[1] Der Reisende stand unter dem Schutze der heiligen Gertrud, daher giebt auch ein Vater seinem ausreitenden Sohne den Segen auf den Weg: ‚Sante Gêrtrût dir guote herberge gebe.'[2]

Die Gastfreundschaft hatte sich auch die Kirche als eine ihrer schönsten Aufgaben zur Pflicht gemacht.[3] In den Klöstern waren besondere Gebäude, die ‚hospitia', in denen die Fremden Herberge fanden.[4] Die Bremer Erzbischöfe widmeten ihnen grosse Sorgfalt und statteten sie so reich aus, dass die Fremden zahlreich aufgenommen wurden und keiner Mangel leiden brauchte.[5] Ausser den Klöstern waren auf dem platten Lande vor allem die Pfarrherren verpflichtet, Gastfreundschaft zu gewähren.[6] Es war

---

quod illorum ostium semper viatori patuit, benigne ab ipsis suscipitur, per aliquod temporis spatium humane tractatur.

1. Jocundi translatio S. Servatii, M. G. SS. XII, 120, 33.

2. Hoffmann, Fundgruben, I, 262, v. 25. Andere Reisesegen: Graff, Diutiska II, 293, Nr. c; Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler I, Nr. 47, 3; Hoffmann, Fundgruben I, 261. vgl. E. L. Rochholz, Drei Gaugöttinnen Walburg, Verena und Gertrud als deutsche Kirchenheilige 1870. S. 193.

3. F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, Leipzig 1872. Bd. VI, S. 270—71. — Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 313, 14.

4. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 295, 31: fecit pulchram — hospitibus caminatam, habentem ab utroque latere duas alias usibus hospitantium necessarias.

5. Adami G. p. Hambg., M. G. SS. VII, 309, 26; 328, 17; 350, 33.

6. Heinrich von Melk, Priesterleben v. 69fg., vgl. Anm. S. 138.

natürlich, dass man möglichst bei einem Bekannten Herberge nahm. Reisende Geistliche und Mönche kehrten daher bei Geistlichen und in Klöstern ihres Ordens ein.[1] In den letzteren übernachteten auch gern die weltlichen Grossen.[2] Doch ging es dabei nicht immer sehr rücksichtsvoll gegen die Klosterordnung zu. Der Vogt von St. Trond legte sich mit einer grossen Schar seiner Ritter, manchmal 100 an der Zahl, in die Dörfer und Höfe seines Klosters und wurde seinen Schutzbefohlenen eine unerträgliche Last.[3] Auch die Laien kehrten in erster Reihe bei denen ein, welche ihnen oder ihren Herren als Lehnsleute oder in anderer Weise verpflichtet waren.[4] Der Abgesandte des Herzogs Wratizlaus von Böhmen stieg in Regensburg auf einer Reise nach Rom bei einem Bürger Namens Kompold ab, der ein Lehnsmann des Bischofs Gebeard von Prag war und jährlich 30 Mark Silber von ihm bezog.[5] Bei der

---

1. Vita S. Gerardi Tullensis auct. Widrico, M. G. SS. IV, 495,15 fg. Sudendorf, Registrum, II, S. 15. Der Probst von Passau benachrichtigt den Bischof Günther von Bamberg über die Vorkehrungen, welche er für dessen Reise nach Jerusalem auf Geheiss seines Bischofs Engelbert im Bistum Passau getroffen hat. A domino enim preposito H. hospitium vobis impetravi in villa — Ratispone etiam hospitium ut habere possitis elaboravi. Verum quod me tam impense rogastis, ut — ibidem vobis occurram, parum id commode fieri potest. — Clericum — vestrum (nostrum) illuc obviam vobis mittam, qui per singula, que ex nobis debentur, hospicia vos deducet.

2. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 256, 22: Si qua potens persona, ut frequentissime assolet, hospitari apud nos voluisset.

3. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 326, 33; 327, 19 fg.

4. Translatio S. Modoaldi, M. G. SS. XII, 305, 39: Fratres . . . postquam in vico eodem, qui sui iuris erat, . . . apud supra dictum hospitem cum omni caritate et humanitate nos habuerunt.

5. Cosmae Chron. Boemorum, M. G. SS. IX, 86, 17: Qui cum iter ageret, transiens per Ratisbonam sinistro omine hospitatus est apud quemdam civem nomine Kompoldum, qui fuit miles

geringeren Anzahl der Städte war man oft genötigt, auch in den Dörfern um Herberge nachzusuchen.[1] Und hier war die Gastfreundschaft besonders gross. Als der rothaarige Reisegefährte des Ruodlieb einen Hirten in der Nähe eines Dorfes fragt, wer wohl dort so reich sei, dass er sie aufnehmen könne, erhält er die stolze Antwort: „Viele giebt es dort, die, wie ich wohl weiss, nicht verlegen sein würden, einem Grafen alle Ehre zu erweisen, selbst wenn er mit 100 Schilden einkehrte. Das müsste ein armer Mann sein, der nicht Euch ausreichend bewirten und Euren Pferden Stallung geben könnte." Viele sind gewohnt, Gastfreundschaft zu üben. Von allen aber empfiehlt er ein Haus, welches reich und arm immer offen steht.[2] Dessen Wirt und den Seinen ist es jedesmal wie ein Osterfest, wenn ein Gast bei ihm einkehrt, denn ihn habe Christus gesendet. Selbst der üble Geizhals reicht dem fremden Jüngling, welcher bescheiden bei ihm eintritt, wenigstens ein Brötchen und weist ihn in den folgenden Tagen, in denen er sich nützlich zu machen sucht, nicht fort, wenn er ihm auch nur höchst kärglich zu essen giebt.[3] Auch dem durstigen Wandersmann, der an ein Burgthor klopfte und um einen Becher frischen Trunkes bat, wurde eilig eine Erfrischung hinausgebracht.[4]

Auf das Pochen des Gastes an der Thür oder dem

Gebeardi episcopi, habens annuatim ab eo beneficium 30 marcas argenti.

1. Othloni Libri Temptationum et Visionum, M. G. SS. XI, 384, 28: Einer von den römischen Grossen auf der Reise zum Kaiser nach Deutschland: in quodam vico hospitatus.

Ruodlieb VI, 8.

Ad uillam propiant, ubi pernoctare uolebant.
Sol petit oceanum monet hospitiumque petendum.

Auch vornehme Leute kehrten bei dem Bauer ein: Ruodlieb VII, 16. Quam, dum pernoctat ibi, quidam summus ei dat.

2. Ruodlieb VI, 10 fg.

3. Ruodlieb VI, 42.

Thore des Hofes[1] wurde ihm bereitwillig aufgethan. Der Hausherr eilte ihm entgegen, empfing ihn freundlich[2] und gewährte ihm auch wohl den „Friedenskuss.“[3] Mit herzlichem „Willkommen“ und manchen anderen freundlichen Worten begrüsste ihn die Hausfrau.[4] Dienstwillig eilten die Diener herbei, nahmen ihm das Gepäck ab und besorgten die Pferde.[5] In der Burg der Edelfrau, welche Ruodlieb und sein Neffe besuchen, ist am Eingang ein besonderer, versteckter Platz, wo sie ihre Sachen an Nägeln in der Wand aufhängen können, damit die Mäuse sie nicht benagen.[6] Die Edelfrau führt ihre Gäste zum Söller empor und heisst sie hier noch einmal willkommen, was sie dankend erwidern. Sie fordert sie auf sich niederzusetzen und gemütlich zu plaudern.[7] Hatte man den Gast schon erwartet, so war alles im Hause sauber gemacht und zur Bewirtung gerüstet.[8]

---

4. Vita Meinwerci, M. G. SS. XI, 136, 3: Quadam ergo die pergit ad portam castelli, pulsansque fores, rogat sibi ab Athelberto ad refocilandum poculum mitti. Quod cum celeriter allatum ebibisset —.

1. Ruodlieb VII, 37. Vita Meinwerci, M. G. SS. XI, 136, 3.

2. Tungdalus, Hahn, Gedichte des 12. u. 13. Jhs. 43, 57: er lief engegen im her uz unt enphie in mit vlaeizze ze seinem imbeizze. — Hartmanns Credo, Massmann, Deutsche Gedichte, S. 38, v. 3059. Genesis, Massmann, Deutsche Ged. S. 259, v. 1988: Do ward er wole înphangen. — Vita S. Cadroae, M. G. SS. IV, 484, 45: Quae (die Kaiserin Adelheid) cum virum (Abt Cadroa) advenire audisset, cum ingenti laetitia accurrit et susceptum officiose salutavit. — Kaiserchronik v. 12080 (Herzog empfängt eine Magd) er intfienc sie minniclîche.

3. Cantatorium S. Huberti, M. G. SS. VIII, 628, 23: A quo hilariter exceptus et deosculatus.

4. Kaiserchronik v. 4504: ‚wilekome sîs dû, liebir hêrre.'

5. Ruodlieb I, 125; V, 147.

6. Ruodlieb XIII, 1 fg.

7. Ruodlieb XIII, 5 fg. Kaiserchronik v. 12081.

8. Othloni V. Wolfkangi, M. G. SS. IV, 541, 27: Mundate domum, parate hospitium, quia hodie ad nos venient hospites boni.

Auch ein Bad hielt man für ihn bereit.[1] Inzwischen war das Mahl angerichtet; der Wirt hatte die besten Leckerbissen auftischen lassen. Reiches Gerät wurde den Gästen zu Ehren aufgestellt.[2] Der Wirt setzte sich zu ihnen und nahm am Mahle teil.[3] Wollte ihnen die Hausfrau eine besondere Ehre erweisen, so reichte sie ihnen selbst die Speisen und schenkte ihnen den Becher voll, wie es Lukretia in der Kaiserchronik thut.[4] So war es im Hause der Vornehmen. Auch ein Bauer aber that alles, was in seinen Kräften stand, seinen Gast zu ehren. So reicht der Wirt des Ruodlieb[5] beim Mahle ihm bald vom Schulterblatt und bald vom Bein und setzt ihm Gebratenes und Gesottenes vor und schenkt ihm den Trunk, ausgezeichneten Würzwein oder Met, in einem prächtigen Ehrenbecher. Dieser ist das Geschenk eines vornehmen Gastes und kunstvoll aus vorzüglichstem Tuberholz geschnitzt. Der Bauer hält ihn so

---

1. Vita Meinwerci, M. G. SS. XI, 148, 24: Heinrich II. folgt der Einladung des Bischofs Meinwerc: Invitatus autem imperator adventum suum denunciavit episcopo, praecipiens necessaria suo praeparari balneo.

2. Ruodlieb VII, 1 fg. — Othloni Libri Temptationum et Visionum, M. G. SS. XI, 386, 18: Sed et ipsius domus parietes atque laquearia palliis cortinisque pretiosissimis circumdata monstrabantur.

3. Ruodlieb VII, 1 fg. — Genesis, Diemer, Deutsche Gedichte, 25, 29: der gute wirt zu in gesaz. (Abweichend von der Darstellung in der Bibel.)

4. Kaiserchronik v. 4517.

sie diende dâ mit michilen zuhten
sie scankete in die goltvaz den wîn.
sie bat den gast vrô sîn.

Kaiserchronik v. 4773. — Bei der Darstellung der Freuden im Himmel: Hartmanns Credo, Massmann, Deutsche Gedichte. v. 3080 Gott: er selbe ist ir truchtseze.

5. Ruodlieb VII, 1 fg.

hoch in Ehren, dass er nur daraus trinkt, wenn er ihm vom Gaste gereicht wird. Nach dem Essen wird Waschwasser gebracht und der Wein geschenkt. Mit ihm füllt der Wirt den Ehrenbecher und trinkt ihn seinem Gaste zu; doch der reicht ihn zuerst der Hausfrau und leert ihn dann. Erst beim Essen oder beim Becher pflegte der Wirt seinen Gast zu fragen, wer und woher er wäre.[1] Es geschah das wohl auch schon früher, doch galt es für schicklich, einige Zeit mit der Frage zu warten. Der Abt Odilo von Cluny glaubte sogar erst einige Tage vergehen lassen zu müssen.[2] Willkommen war es, wenn der Gast Neuigkeiten zu erzählen wusste.[3] Nach dem Essen ging er zur Ruhe. Die Hausfrau

1. Cosmae Chron. Boemorum, M. G. SS. IX, 86, 19: Hic post coenam inter pocula, ut solet hospes ab hospite, inquirens quis aut unde esset, vel quae causa sit. — Genesis, Massmann, Deutsche Gedichte. Laban empfängt den Jakob:

v. 2567. ze hus er in wîste.
er hebenote in ze ware
baz den uber sin sun ware.
v. 2570. er uragete in da bi.
was sin geuerte scolte sin.

Genesis, Diemer, Deutsche Gedichte. Abraham fragt, abweichend von der Darstellung in der Bibel, die drei Engel:

16, 29. der gute wirt zu in gesaz er
fragete di hêrren war si wolten cheren. —

Cantatorium S. Huberti, M. G. SS. VIII, 628, 23: A quo hilariter exceptus et deosculatus, interrogatus quoque ad quia venisset.

2. Vita Richardi abb. Vird., M. G. SS. XI, 282, 35: Richard und seine Begleiter: per aliquot dies ut hospites suscepti resederunt. Post haec venerabilis abbas honestos inspiciens viros, inquirere dignum duxit, cuius rei gratia vel unde venissent.

3. Genesis, Massmann, Deutsche Gedichte, Elieser

v. 1988. Do ward er wole inphangen.
uile wole si in handeloten.
maniges si in uragoten

wies wie Lukretia ihm sein Nachtlager an und verliess ihn nicht eher, als bis er sich wohl gebettet hatte.[1] Wollte er am nächsten Tage abreisen, so musste er nach der Sitte den Wirt um Urlaub bitten.[2] Für die freundliche Aufnahme suchte er sich durch ein Geschenk dankbar zu erzeigen. So hatte einst ein vornehmer Gast dem Bauer, dem Wirte des Ruodlieb, den kostbaren Becher geschenkt,[3] und Ruodlieb überlegt in der Nacht, wie er seinem Wirte seinen Dank abstatten solle. Er wählt endlich seinen Mantel als Gabe für die Hausfrau, damit sie sich mit ihm zum Kirchgang schmücken könne.[4] Solche Geschenke des Gastes wurden vom Wirte hoch in Ehren gehalten und stolz gezeigt.[5]

---

nah allem niumâre
waz sin gewerf wâre.

1. Kaiserchronik v. 4536:
Alse der tisc wart irhaben
unde sie ze bette solden gân,
die vrouwe newolde den gast nie virlâzen,
unz er an daz bette kom slâfen.
sie stuont neic im gezogenlîche
dô sprach der kunic rîche:
nû lône dir got, vrouwe
dîne site sint guot.
dû hâst allir tugende gnuoc.

2. Genesis, Massmann, Deutsche Gedichte: v. 2035 fg. v. 6878. Sogar Gott gegenüber sagt Moses: v. 6880: Do der heilige man zugote urloub genam. — Othloni Libri Temptationum et Vis., M. G. SS. XI, 386. 22 fg.

3. Ruodlieb VII, 16.

4. A. a. O. VII, 23. — Barlaam und Josafat, Ztschr. f. dt. Alt. I, 133: Der pilgernde König Avennir schenkt dem armen Manne, der ihm Herberge gegeben, sein Gewand:
Un dar obe sin gewant.
Daz zoch er abe dazestet.
Un leit ez den armen an.

5. A. a. O. VII, 12 fg.

Aber auch er war von seinem Wirte vielfach reich beschenkt worden. Dem Spielmann Vollarc und seinen Gefährten, welche ein reicher Ritter, der Teufel, bewirtet, werden goldene und silberne Gefässe und prächtige Kleider gereicht.[1] Die alte Sitte scheint nicht vergessen zu sein, die Trinkgefässe dem Gaste zu schenken. Wenigstens weiss die Dichtung solches zu berichten.[2] Als Alexander bei Darius unerkannt zu Gaste ist, steckt er bei dem Gelage den goldenen Becher, aus dem er getrunken hat, zu sich und wiederholt das zweimal. Auf die Frage des Darius, was das solle, antwortet er: „Mein Herr schenkt bei Gelagen seinen Rittern die Gefässe, aus denen sie trinken. Wenn solches hier nicht Sitte ist, will ich alles zurückgeben." Die Gäste nahmen Abschied von ihrem freundlichen Wirt und wurden aufgefordert, wenn sie wieder des Weges kämen, bei ihm einzukehren.[3] Er oder seine Diener geleiteten sie und zeigten ihnen den Weg.[4]

---

1. Othloni L. Tempt. et Vis., M. G. SS. XI, 387, 5.

2. Lamprechts Alexander, Ausg. K. Kinzel, 1884, v. 3116—43.

3. Genesis, Massmann, Deutsche Gedichte 17, 1. Abraham bittet beim Abschied die drei Engel: so si dannen ůren, er bat si danne widere ze sinen herbergen cheren.

4. Othloni L. Tempt. et Vis., M. G. SS. XI, 387, 5 fg.

Fünftes Kapitel.

Geselligkeit.

Freude an Menschen und am Verkehr mit ihnen war dieser Zeit eigen trotz aller Gedanken von Weltflucht, welche die Kirche geweckt hatte. Sie äusserte sich in der hohen Wertschätzung der körperlichen Schönheit, die besonders beim Manne sehr beachtet wurde. Die Frau hatte herzliche Freude an ihrem schönen Gatten und suchte durch ihre Nadelkünste ihn noch schöner zu machen.[1] Aber selbst die Chronisten versäumen nicht Mannesschönheit hervorzuheben.[2] Das ist umso bemerkenswerter, als es Geistliche waren, die solches schrieben. Ja, es wurde sogar hoch angerechnet, wenn jemand trotz seiner Schönheit die Welt verliess und in's Kloster ging.[3] Aber auch bei Geistlichen, selbst Mönchen galt Körperschönheit als Vorzug. Der Abt Rudolf von St. Trond hatte infolgedessen sehr grossen Zulauf vom Volke, besonders von den Frauen.[4] Durch seine Schönheit

---

1. Heinr. v. Melk, S. 69, v. 597 fg.

2. Vgl. die Zusammenstellung bei H. Gerdes, Gesch. d. salischen Kaiser u. ihrer Zeit, 1898, S. 606 fg. — Fr. v. Löher, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter, 1894, Bd. III, S. 322 fg.

3. Ex vita Arnulfi ep. Suess., M. G. SS. XV, 881, 23: Quis — facile poterat non mirari hominem genere nobilem — statura procerum, vultu decorum.

4. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 304, 22: quia homo pulchre personatus — frequentabat stationes quas agebat celeberrime

wurde der Mönch Guntramnus in kurzem am Königshofe berühmt und erhielt das besondere Wohlwollen der Kaiserin. Stolz berichtet davon der Geschichtsschreiber seines Klosters.[1] Zu einem schönen Manne gehörten vor allem eine hohe schlanke Figur, scharfe feurige Augen, ein freundlicher Blick, zarte Gesichtsfarbe mit sanft geröteten Wangen, schöne Lippen, eine tiefe, volle Stimme und als Zeichen edler Abstammung schöne Hände.[2] Ueber Frauenschönheit wird in den Geschichtswerken kaum etwas geäussert. Es hängt das wohl mit dem geistlichen Stande ihrer Verfasser zu-

---

Coloniensis populus, matronarumque plurimum devotus deo sexus.

1. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 232, 30; 259, 5 fg.; 233, 24: Qui (Guntramnus) — forma erat elegantissimus, corporis proceritate convenientique grossitudine delectabilis hominum aspectibus, ex eoque sonora valde modulatione dulce canorus, hunc ei contulerat honorem aecclesia Leodiensis, ut summis eius sollempnitatibus indutus, honorificentissime chorum medius cantorum regeret, pulchritudine magni corporis pascens visus astantium.

2. Fund. Brunwil., M. G. SS. XIV, 137, 10. Trsl. S. Celsi, M. G. SS. VIII, 205, 31: (Egbertus, Trevirensi ecclesiae praefuit) Denique statura procerus, vultus autem rutila formositate prae omnibus tunc temporis primatibus enituit venustus. — Historia Herveldensis, M. G. SS. V, 140, 39: Heinrich III.: Nigro erat, sed venusto aspectu, statura procerus. Nam ab humero et sursum eminebat super omnem populum. — Gesta Treverorum, M. G. SS. VIII, 183, 3. Scharfe Augen: Chron. Wirziburgense, M. G. SS. VI, 17, 19 von Octavianus (Augustus) gesagt: toto corpore pulcher sed oculi eius ut clarissimorum syderum acies. — Cambriger Lieder, Ztschr. f. dtsch. Alt. XIV, Nr. IV, Heinrich II.: Vultu claro monstravit cordis clementiam. — Gesichtsfarbe: Ruodlieb VII, 67: Est similagineus totusue genis rubicundus, In toto mundo non est speciosior illo. — Trsl. S. Celsi, M. G. SS. VIII, 205, 31. Anselmi Gesta ep. Leodiensium, M. G. SS. VII, 220, 48. — Rolandslied 60, 25: sin antlizze was hersam sin uarve di bran sam die lichten uûresflammen. — Freund-

sammen.[1] Dass man aber an ihr Gefallen fand, zeigt die Stelle der Kaiserchronik:[2]

,sie redeten von scônen vrouwin
daz sie die gerne wolden scouwin.'

Welches Ideal man von einem schönen Mädchen hatte, lässt das Gedicht „Ruodlieb“ erkennen.[3] Es soll eine glatte Stirn haben, taubengleiche Augen, freundliches Lächeln, schöne Zähne, einen zierlichen Hals, einen kleinen festen Busen, goldenes Haar, das bis zu den Hüften reicht, einen leichten Schritt und rundliche zierliche Finger. Wenn sie einherschreitet, soll es sein, als wenn der Mond aufgeht. Von anderen werden noch als besondere Schönheit seidenweiche Haare und eine zarte Gesichtsfarbe gerühmt.[4]

Wie ihren Vorfahren war den Deutschen des elften

---

licher Blick: Vita Bardonis major, M. G. SS. XI, 335, 51. — Starke, volle Stimme: Gesta abb. Trud., M. G. SS. X, 231, 40; vocalitas in eo instar tubae altissona, predulcis tamen et mole corporis non indigna. Ruodlieb I, 75: Exul erat fortis membris facieque uirilis. Voceque grandiloquus, in responso seriosus. — Schöne Hände: Gesta Alberonis auct. Balderico, M. G. SS. VIII, 247, 4: ceperunt pulcherrimas manus eius considerare et ex hoc perpendere, quod homo plebeius non esset.

1. H. Gerdes, Gesch. d. salischen Kaiser, S. 607.
2. Kaiserchronik v. 4447.
3. Ruodlieb, XIV, 3fg.
4. Cosmae chron. Boemorum, M. G. SS. IX, 58, 18: Erat enim corporis eius (der Bozena) habitudo insignis, nive candidior mollior cygno, nitidior ebore antiquo, pulchrior saphiro. — Canonici Wissegrad. Cont. Cosmae, M. G. SS. IX, 138, 19: uxorem de Rusia — quae quoque albi coloris specie nimium splendebat, ut rutilus fulgor auri albedinem corporis eius quibusdam rubeis notis inficeret. — Bresslau, Jahrb. unter Konrad II., Bd. II, S. 339, Der Kaiserin Gisela hervorragende Schönheit nachgerühmt: Wipo cap. 4; formae decentissimae. — Tungdalus, Hahn, Ged. 62, 27: ez schaein ir antlutze Sam diu lichtiu sunne da was michel wnne.

Jahrhunderts der Sinn für Feste und die Freude an Mahlzeiten und Gelagen unvermindert geblieben. Noch stellten sie sich das Paradies als einen königlichen Saal vor, in dem Gott selbst seine Getreuen bewirtet.[1] Sogar altgermanische Festbräuche lebten noch fort; so wurde besonders der Sonntag Laetare auch von geistlichen Orden mit Spiel und Scherz gefeiert.[2] Nach Rochholz hiess er der Totensonntag, weil man an ihm den Tod austrieb, d. h. den Winter verjagte und den Sommer empfing.[3] Dass der Kampf zwischen Sommer und Winter dramatisch dargestellt wurde, dafür scheint ein lateinisches Gedicht zu sprechen.[4] Das Karnevals-

1. Annolied, Ausg. K. Roth 1847, XLII, 2:
Wi her quam in einin vili kuniglichen sal
Ci wuntirlichimi gesidele
So iz mit rehti solde sin ci himele.
Duo duht — un in sinim troume.
Wi'z allint halvin were bihangin mit golde;
Di vili tiurin steini liuhtin dar ubiral.
Sanc unti wunne was dîr groz unti manig valt.

Die Hochzeit, Karajan, Dt. Sprachdenkmale, 29, 1 fg. — Hartmanns Credo, Massmann, Dt. Ged., S. 38. Gott zu seinen Getreuen:

v. 3068. Da setzet er si in di banke
v. 3075. unde beginnit in da bereiten
di allirbeste wirscaft
v. 3080. er selbe ist ir truchtseze.
er beginnit si wol êzen.

2. Bruno de bello Sax. II ed. Wattenbach 1880, S. 68 Namque cum ipsa die — invitaretur sub nomine Jerusalem tota fidelium ecclesia ad laetitiam spiritualem, et inde habeat omnis fere ecclesia, etiam in religiosis personis, ipso die ludendi non spernendam consuetudinem: prandio novi regis finito, iuvenes eius ad ludum venere communem, causam ob duplicem, cum regiae consecrationis, tum magis antiquae consuetudinis.

3. E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel 1857, S. 477.

4. Neues Archiv X, 352 fg.

fest, welches 1133 in der Kölner Diöcese unter grossem Zulauf mit Tanz und Musik gefeiert wurde,[1] geht nach Rochholz auf den Glauben an die drei Schicksalsjungfrauen der germanischen Mythologie zurück. Es wurde dabei ein Schiff von den Seilern und Webern über Land bis Aachen gezogen, von dort bis nach Mastricht, und da mit Mast und Segeln versehen. Auch die rein kirchlichen Feste benutzte man als willkommene Gelegenheiten, recht fröhlich zu sein. Die Ritter und die Jugend veranstalteten bei Prozessionen gern Spiele und Wettrennen, so dass man an ihnen mehr „leichtfertige Weltlust als frommen Sinn" bemerkte.[2] Selbst Mönche konnten sich solcher Lust nicht entziehen. In dem Kloster St. Trond war die Gewohnheit bei den Mönchen eingerissen, am ersten September in den Tagen der Rogationen zu der Prozession sich Pferde zu verschaffen und mit der Stadtjugend vor allem Volk Reiterkunststücke aufzuführen.[3] Das Osterfest in Köln war ein grosses Freudenfest, Märkte wurden dabei abgehalten, welche in der ganzen Welt berühmt waren. Aus allen Gegenden, selbst übers Meer her, strömten die Leute zusammen.[4] Mit besonderem Gepränge begingen die Könige Weihnachten. In dem Gedichte

---

1. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 309, 52. Vgl. Rochholz a. a. O. S. 143.

2. W. Angerstein, Volkstänze im deutschen Mittelalter 1868, S. 7. — Mon. hist. Tornac., M. G. SS. XIV, 277, 45: nisi quod iam non nudis pedibus eam faciunt, sed potius milites et iuvenes ludos exercent in ea diversarum vanitatum et cursus equorum, plusque ipsa die ibi inveniatur levitatis quam religionis vel devotionis.

3. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 276, 9 fg. — modo quanta agilitate poterant equos suos laxabant, modo subita retentione hac illacque girabant, perticis intentis nunc hos aut illos fugantes seu fugientes; quod totis tribus illis rogationum diebus non cessabant facere.

4. V. Annonis, M. G. SS. XI, 478, 32 fg.

„Barlaam und Josafat“ feiert der Vater des Josafat dessen Ankunft durch ein dreitägiges Fest.[1]

Das Mahl war bei einem Feste die Hauptsache.[2] Es nahm eine wichtige Stelle ein, man liebte mit ihm jeden bedeutenden Vorgang im Familien- wie im öffentlichen Leben einzuleiten oder abzuschliessen. Als Ruodlieb sich mit seinen Verwandten über die Wahl einer Frau berät, wird zuerst das übliche Mahl eingenommen.[3] Die Verlobung einer Tochter feierten Eltern und Verwandte bei Schmaus und Trank oft bis in die Nacht hinein.[4] Auch ein guter Kauf oder ein anderes glückliches Unternehmen fand in einem Mahle seinen Abschluss. So giebt ein reicher Bürger nach dem Erwerb von Klostergütern seinen Freunden einen Festschmaus und überträgt sie dabei seiner Tochter.[5] In der Tierfabel lässt der Löwe, der König, in der Freude über seine Genesung ein festliches Mahl bereiten.[6]

Mannigfaltig waren die Genüsse der Tafel; grosse Vorbereitungen wurden dazu, besonders bei Fürstlichkeiten,

---

1. Barlaam u. Josaphat: Ztschr. f. dt. Alt. I, S. 127.
Vil michel freud er in der stat
Bat zu siner kunfte han
Beide wip und man
Un het vollekliche
Dri tag hochzit riche.

2. J. Sass, Zur Kultur- und Sittengeschichte der sächsischen Kaiserzeit 1892, S. 47.

3. Ruodlieb XVI, 25.

4. Genesis, Massmann, Dt. Ged. v. 2027 fg.

5. Jocundi Trsl. S. Servatii, M. G. SS. XII, 110, 52 f.: Collectis tandem dives ille cognatis et amicis, idem predium intravit, convivium paravit. Cubant in mensa, comedunt, bibunt sine mensura. Inter epulas et pateras, sicut docta fuerat, ad mensam venit filia, de patris accepit dextera, quod ipse de manu regia. Letantur amplius convivae, habundantius fundantur et vina . . .

6. Isengrimus v. 515.

getroffen.[1] Waren alle Gäste versammelt, dann wies ihnen der Wirt die Plätze an. Sehr sorgfältig musste die Anordnung geschehen, denn nicht jedem behagte sein Gegenüber.[2] Man setzte sich zu zweien an kleine Tische.[3] Auf dem „Hochsitze," dem Ehrenplatze, sass allein der Wirt oder ein vornehmer Gast. Andere Ehrenplätze waren dem Wirte gegenüber.[4] Vor Beginn der Mahlzeit wurde Waschwasser für die Hände gereicht.[5] Die Speisen trugen die Diener auf;[6] wollte aber der Wirt seine Gäste besonders ehren, so versah er die Bedienung selbst. Lukretia, das Muster einer Frau, kredenzt ihnen den Becher und unterlässt nicht, sie zum Zulangen und Fröhlichsein aufzufordern.[7] Die beiden Tischgenossen teilten sich die Speisen, assen gemeinsam aus

---

1. Chronicae Polonorum, M. G. SS. IX, 432, 12 fg. Lamprechts Alexander v. 3889 fg.

2. Ruodlieb XVI, 26. — Ekkeberti Vita S. Haimeradi, M. G. SS. X, 603, 19: comes beatum Heimeradum simul invitatum contra se ad mensam sedere fecisset, indignatus episcopus interrogavit, quid sibi vir tantae prudentiae hoc facto vellet.

3. Ruodlieb XVI, 28:

Dans geminis unam mensam dominis ad habendum,
Et matri solium fieri iubet altius unum

v. 32. Sic et honorando matrem dominam uel habendo.
Genesis, Diemer, Dt. Ged. 18, 7—9; 33, 16. — Der Hochsitz als Ehrenplatz für den Gast: Ruodlieb XI, 11: Non tamen in solio voluit residere supremo.

4. Chronicon Gladbacense, M. G. SS. IV, 75, 61. nuntiisque regiis contra episcopum honorabiliter residentibus — Urstende, Hahn, Ged. 118, 81: der wirt schuf im selbe do Sein sedel recht gegen in drin.

5. Ruodlieb XIII, 59. — Gesta Alberonis auct. Balderico, M. G. SS. VIII, 248, 14. — V. Bardonis major, M. G. SS. XI, 335, 11.

6. Vgl. S. 64.

7. Kaiserchronik v. 4517 fg., v. 4772 fg. — Hartmanns Credo, Massmann, Dt. Ged. v. 3080.

einer Schüssel und tranken aus einem Becher.[1] Auch die Frauen sitzen im „Ruodlieb" mit Männern an einem Tische zusammen.[2] Zu jedem Gange wurde ein Becher zum Trinken gereicht, so viele Gänge, so viele Becher gab es.[3] War die Hauptmahlzeit beendet, so wurde wieder Wasser zum Händewaschen gebracht und danach der Nachtisch aufgetragen. Dazu trank man noch eine Zeit lang Wein. Dann erhoben sich die Gäste und sagten ihrem Wirte Dank,[4] und jeder gab sich nach seinem Gefallen der Fröhlichkeit hin. Es wurde gespielt, getanzt und gesungen und auch von Spielleuten Musik gemacht.[5] Während des Mahles hatte man sich schon nicht mehr allein auf eigene fröhliche Unterhaltung[6] beschränkt, sondern sich an Spiel und Tanz von Jünglingen und Jungfrauen ergötzt.[7] Spielleute waren daher bei solchen Gelegenheiten gern gesehen, sie waren Gaukler,

---

1. Ruodlieb XI, 18 fg.

2. Ruodlieb XIII, 62 fg.

3. Ruodlieb XIII, 106: Fercula post multa, post pocula tam numerosa, u. XI, 24.

4. A. a. O. XI, 25: XI, 29; XIII, 107—108.

5. Genesis, Hoffmann, Fdgrb. II, 35, 7: da was spil unde wunne under wiben unde manne uone benche ze benche hiez man alluteren win scenchen si spilten unde trunchen. — Trsl. Servatii, M. G. SS. XII, 110, 52: Surgunt post epulas, ludunt post crapulas.

6. Genesis, Hoffmann, Fdgrb. II, 35, 5: si sazen ze muse mit urolicheme gechose. — Ruodlieb I, 105. — Trsl. S. Dionysii Ariopagitae, M. G. SS. XI, 367, 10: ut in conviviis solet inanis perstrepit fabulatio. — Cantatorium S. Huberti, M. G. SS. VIII, 575, 32: praesentatis inter prandendum ad iocunditatem ammirantium carpis et piscibus vivis. — Reinardus ed. Mone III v. 2192: tunc epulas alacer rex jubet atque jocos.

7. Lamprechts Alexanderlied v. 5884. Spielen: tûsint jungelinge seitspiele. v. 5904. alse di harfen clungen, di juncfrowen sungen unde tanzeten unde trâten.

Schauspieler, Possenreisser, Geschichtenerzähler und Musiker.[1] Zu allen Festen fanden sie sich ein in der Hoffnung auf Gaben.[2] Meistens wurde ihnen reichlich Speise und Trank gereicht, denn es war gefährlich, sie abzuweisen. Den Namen des Kargen trugen sie in alle Lande. Daher machte es grosses Aufsehen, als Heinrich III. auf seiner Hochzeit zu Ingelheim 1043 der zahlreichen Menge der Spielleute jede Gabe verweigerte.[3] Auch Bischöfe und Geistliche hatten sie gern, wie ihnen häufig vorgeworfen wurde.[4] Für die Tafel kamen sie besonders als Musiker in Betracht, denn Musik bei der Tafel galt für einen „süssen" Genuss.[5] Es wurde auf den verschiedensten Instrumenten musiziert; auf Saiteninstrumenten, die mit der Hand oder dem Dorn geschlagen wurden, auf Leier, Harfe, Zither, Rotte und Geige,[6] oder auf Blasinstrumenten, wie Flöten und

---

1. Genesis, Massmann, Dt. Ged. v. 729. — Rolandslied 246,9 20. — Hartmanns Credo, Massmann, Dt. Ged. v. 1405. — Anselmi Gesta ep. Leod., M. G. SS. XIV, 110, 36. — Hugonis Chronicon, M. G. SS. VIII, 377, 23 fg. — V. Bardonis major, M. G. SS. XI, 321, 8. — Chron. Suevicum universale, M. G. SS. XIII, 72, 11. — V. Pepponis, M. G. SS. XI, 301, 10. — M. Adami Gesta p. Hambg. ed. II. 1876, S. 120 u. 123. Adalbert: Raro fidicines admittebat, quos tamen propter alleviandas anxietatum curas aliquando censuit esse necessarios.

2. Othloni L. Tempt. et Vis., M. G. SS. XI, 385, 42.

3. Ann. Hildesheimenses, M. G. SS. III, 104, 8. — Ann. Wirziburgenses, M. G. SS. II, 243, 47. Herimanni Aug. Chron., M. G. SS. V, 124, 27: et in vano hystrionum favore nihili pendendo utile cunctis exemplum, vacuos eos et moerentes dimittendo, proposuit. — Chron. Suevicum, M. G. SS. XIII, 72,11 fg.

4. Anselmi Gesta ep. Leod., M. G. SS. XIV, 110, 36.

5. Ebonis V. Ottonis, Jaffé V, 597: quasi mel indulcabitur et ut musica in convivio vini.

6. Hugonis Chron., M. G. SS. VIII, 407, 15. — Cambriger Lieder, Nr. XXVII, 25 fg. — Herimannus Contractus, Conflictus

Dudelsäcken.[1] Das gebräuchlichste scheint die Harfe gewesen zu sein, ihre süssen Töne wurden gern gehört.[2] Sie wurde wohl als Begleitung zum Gesange gespielt.[3] Beliebt waren auch die kleinen Glöcklein und Tambourine.[4] Man beschränkte sich aber nicht allein auf das Zuhören, man übte die Musik auch selbst aus. Bei der Erziehung eines vornehmen Knaben hatte ja der Unterricht in der Musik einen wesentlichen Teil ausgemacht.[5] Auch eines Königs war es nicht unwürdig, selbst das Saitenspiel auszuüben.[6] Die Laien übertrafen sogar zuweilen die Spielleute. Als Ruodlieb bei der Edelfrau zu Gaste ist, gefällt ihm das Spiel der Harfner nicht, er erbittet sich von der Hausfrau die Harfe ihres Mannes und weiss sie so schön zu schlagen,

ovis et lini, Ztschr. f. dt. Alt. XI, 224, v. 310. — Ruodlieb, Epigramm XI. — W. Wackernagel, Dt. Litteraturgesch. I, 99. Reinardus ed. Mone III, v. 616: ut vox alta tubae summaque chorda gigae. — v. 2161: hanc tibi dono gigam . . — v. 2175: arsque tibi nondum est bene nota gigandi, cum chordas plectro sumseris absque suo.

1. Cambriger Lieder Nr. XII.

2. Lamprechts Alexanderlied v. 5016; 5904. — Marienlieder, Ausg. W. Grimm, 9, 22: alse der suster harfen clanc. — 10, 17. Tungdalus, Hahn, Ged. 61, 25: Ir stimme diu het suzze vil si loute alsam saeitspil. — Neues Archiv XVII, 363, 10: Sed dulcedo lirę.

3. Cambriger Lieder, Nr. IX, 1, — W. Wackernagel, Dt. Littgsch. I, 304.

4. Tungdalus. Hahn, Ged. 63, 16. Vgl. R. v. Rettberg, Zur Geschichte der Musikinstrumente. Anzeig. f. Kunde der deutschen Vorzeit 1860. S. 162 fg. — Trsl. Servatii, M. G. SS. XII, 124, 35.

5. vgl. S. 30. — Herimannus Confl. ovis et lini. v. 311. Ruodlieb, Epigramm XI, 5:

Ad consolandos in curis mestificatos
Quiddam cęleste nam quęvis continet in se
Leniri diras his scimus dęmonis iras.

6. Kaiserchronik v. 13051. König Justinianus: dô rihte er dô sîn seitspiel.

dass jene beschämt zuhören.[1] Die Musik musste süss sein wie der Honig, das wurde immer wieder hervorgehoben.[2] Die Stücke, welche Ruodlieb spielte, waren Tanzlieder.[3] Der Neffe und das junge Fräulein führten dazu einen Einzeltanz auf. Während des kunstvollen Vorspiels erheben sie sich und treten zum Tanze an. Der Jüngling dreht sich im Kreise wie ein Falke, und sie gleicht einer Schwalbe wenn er ihr naht, entweicht sie ihm schnell. Er stürmt dahin, und sie scheint zu schweben. Mit den Händen begleiten sie die Rhythmen des Tanzes.[4] Es wurden verschiedene Tänze aufgeführt, der lebhafte Reihentanz des Volkes und der ruhig geschrittene der höheren Stände.[5] Mehr als das Saitenspiel liebte man zum Tanze den Gesang.[6] Von den Tanzliedern ist bereits (S. 77) gesprochen worden.

Der Gesang wurde aber auch selbständig, nicht immer als Begleitung des Tanzes angestimmt. Der junge Alexander wurde angehalten, allein ohne die Begleitung von Instrumenten zu singen.[7]

---

1. Ruodlieb IX, 27 fg.

2. Herimannus Confl. ovis et lini. v. 309: quadam divina resonat dulcedine chorda. — Tungdalus, Hahn, Ged. v. 61, 25. Cambriger Lieder, Nr. XXVII, 5: dulce melos decantantes, sicut decet musica. — Ebonis V. Ottonis Jaffé V, 597: quasi mel — et ut musica.

3. Ruodlieb IX, 40.

4. Ruodlieb IX, 51. Vgl. F. Böhme, Gesch. des Tanzes in Deutschl. S. 19.

5. Lamprechts Alexander v. 5904. di juncfrowen tanzeten unde trâten. — Ruodlieb XIV, 45: cernit girare choreas. — Ebd. V, 92.

6. Kaiserchronik v. 178: vil michil wart ir gelf von tanze unde von singen. — Lamprechts Alexander v. 5904: di juncfrowen sungen unde tanzeten unde trâten. — Ruodlieb V, 92: Cum plebs altisonam fecit girando choream. — Fr. Böhme, Gesch. des Tanzes in Deutschld. I, 37.

7. Lamprechts Alexander v. 208—12. Alex. wird unter-

Wer an Musik, Tanz und Gesang weniger Gefallen fand, setzte sich zum Spiele nieder. Das alte Würfelspiel wurde noch eifrig gepflegt. Im Ruodlieb vertreiben sich die beiden jungen Leute, der Neffe und das Fräulein, mit ihm die Zeit, setzen im neckischen Liebesspiel ihre Ringe zum Preis und als diese verspielt sind, ihre eigene Person.[1] Auch von den Mönchen war es geliebt; um es zu verdrängen, hatte der Bischof Wibold von Cambray ein Brettspiel im kirchlichen Sinne hergestellt.[2] Aber es galt anscheinend nicht mehr als ein feines Spiel, das eines edlen Mannes würdig sei, wenigstens wurde Heinrich IV. der Vorwurf gemacht, dass er mit seinen Freunden Würfel spiele.[3] An seine Stelle war das Schachspiel[4] getreten, es erfreute sich einer grossen Beliebtheit. Der Dichter des „Ruodlieb" giebt seinen Zuhörern und Lesern eine ausführliche Darstellung des Schachspiels;[5] der eine König spielt es hier mit einem Gesandten und fordert ihn auf, sich nicht zu scheuen, seine Kunst zu zeigen, da er neue Züge kennen lernen wolle. Es wurde um Geld gespielt. Das Schachspiel war so geschätzt, dass die Sage als Preis dem Ezzo sogar die Schwester Ottos III. zur Frau zufallen lässt.[6]

---

richtet: von ime selben heben den sanc. — Cambriger Lieder Nr. XII, 3. — Müllenhoff u. Scherer, Denkm. Nr. XXXII, 71. er singit sô lûto, deiz wunterint dei liuto.

1. Ruodlieb IX, 62; XVI, 24. — M. Adami G. p. Hambg. ed. II 1876. S. 122: (Adalbert) aliquando etiam totum diem sompno indulgens, noctu pervigil aut lusit ad aleas aut mensae assedit. — K. Weinhold, Die deutschen Frauen I, 113 fg.

2. Gesta ep. Cameracensium, M. G. SS. VII, 433, 28.

3. Bruno de bello Sax. ed. II. 1880. S. 14.

4. A. v. d. Linde, Gesch. u. Litteratur des Schachspiels, Berlin 1874. — A. v. d. Linde, Quellenstudien z. Geschichte des Schachspiels. — Massmann, Geschichte des mittelalterlichen Schachspiels. — W. Wackernagel, Kl. Schr. I, 113.

5. Ruodlieb IV, 185.

6. Fundatio Brunwil., M. G. SS. XIV, 128, 43.

Das liebste Vergnügen war den Männern nach Beendigung des Schmauses wohl das Gelage. Die verschiedensten Getränke wurden dabei geschenkt. Reichlich wurde ihnen zugesprochen. Man trank sich gegenseitig zu[1] oder die „Minne“ eines Heiligen, wie früher die eines Gottes, an dessen Stelle nur der Heilige getreten war. Besonders deutlich ist das bei der „Gertrudenminne“.[2] Ein solches Gelage schildert uns Arnold von St. Emmeram in der Erzählung von einem Gastmahle, welches dem Kaiser Otto I. im Kloster gegeben wurde.[3] Gegen Ende desselben ruft der Kaiser fröhlich in sächsischer Sprache: „Wes Trunk man trinkt, des Lob soll man singen. Wir haben vom Gute St. Emmerams gegessen und getrunken; da ist es billig, dass wir das Mahl beenden mit seiner „Minne“.“ Alle tauschen Küsse und fordern sich gegenseitig zum „Minnetrinken“ auf. Ueberhaupt war es Sitte, den Gastgeber mit lauten Beifallsrufen zu feiern.[4] Solches missfiel einem Erzbischof von Bremen; er befahl dem Kantor, um seine Gäste davon abzubringen, eine Antiphonie anzustimmen; doch das half nichts, die Laien lärmten weiter zu den Bechern.[5]

Ausgelassen ging es bei den Gelagen zu; reichlich wurde gezecht, bis Trunkenheit und Schlaf dem ein Ende machten.[6] Das kam nicht allzu selten vor, und auch den

---

1. Ruodlieb VII, 1 fg. — Reinardus I. v. 1733: pocula grates redde propinanti, primo propino tibi: accipe, cor miserum, refove!

2. Ruodlieb IV, 160.
Sic ait et donis ditauit nos sat opimis
162. Post poscit vinum, Gerdrudis amore quod haustum
Participat nos tres;
vgl. E. L. Rochholz, Drei Gaugöttinnen S. 192.

3. De S. Emmerammo, M. G. SS. IV, 552, 24 fg.

4. Trsl. Servatii, XII, 110, 52.

5. M. Adami G. p. Hambg., ed. II. 1876. S. 147.

6. Trsl. Servatii, M. G. SS. XII, 110, 52.

Geistlichen war es nicht fremd, selbst nicht den Mönchen. Wenn auch der Bericht von dem Gelage der Mönche von Saint-Denis[1] in gehässiger Weise erdichtet ist, so ist es doch „mit solcher Naturwahrheit geschildert, dass man wohl auf ähnliche Erlebnisse des Verfassers schliessen kann".[2]

Im Verkehr wurde auf bestimmte Umgangsformen gesehen. Diese wurden, wie das Gedicht Ruodlieb zeigt, in der Mitte des 11. Jahrh. sehr gepflegt. Der Herausgeber des Gedichtes F. Seiler hat alle Arten derselben in der Einleitung seiner Ausgabe zusammengestellt[3] und daraus den Schluss gezogen, dass schon in dieser Zeit, wo von einer Einwirkung durch die Kreuzzüge nicht die Rede sein kann, die Anfänge feinerer Sitte vorhanden sind, welche in der Folgezeit zur höfischen Zucht ausgebildet wurden. Wie schon gezeigt, wurden wichtige Vorgänge des Lebens wie Verlobung, Brautholung und Hochzeit durch feierliche Formen über das Alltägliche hinausgehoben. Selbst bei Beratungen und Versammlungen wurde eine fast umständliche Feierlichkeit an den Tag gelegt.[4] Daneben finden sich Formen, welche auch anderen Zeiten eigen sind. In einer Versammlung erhob sich derjenige, welcher reden wollte, und bat um Gehör.[5] Ebenso erhob man sich vor älteren oder höherstehenden Personen;[6] auch Frauen erwies man diese Ehrung.[7] Den Begegnenden grüsste man, den Dank ver-

1. Trsl. S. Dionysii Ariopagitae, M. G. SS. XI, 367, 32.

2. W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, II, 69.

3. Ruodlieb S. 86, 89 fg.

4. Ruodlieb XVI, 36.

5. Rolandslied 30, 23; 31, 19 u. 24; 44, 22; 45, 7; 42, 5: in die Mitte der Versammlung treten. — Ruodlieb XVI, 39: Tunc Rôdlieb surgens modicum sileant rogat omnes. — Rolandslied 36, 11.

6. Anon. Haserensis, M. G. SS. VII, 260, 30.

7. Ruodlieb XV, 44: Contra quas agmen surrexit eis ad honorem.

gass man nie, selbst bei den kleinsten Gelegenheiten abzustatten; der Wirt ging dem Gaste entgegen[1] und nahm ihn mit einem Willkommengruss auf; dieser legte beim Eintreten sein Schwert ab.[2] Bei Tisch wurde der Gast wiederholt genötigt, zuzulangen und fröhlich zu sein; wollte ihn der Wirt besonders ehren, so bediente er ihn selbst. Den Trunk brachte man sich gegenseitig zu; hierbei unterliess es der Gast, auch der Ritter dem Bauern gegenüber, nicht, in einem Trinkspruche seinen Dank auszusprechen und der Hausfrau zuerst den Becher zu reichen. Vor der Abreise bat er förmlich den Wirt um Urlaub und überreichte ihm beim Abschied ein Geschenk. Jener geleitete ihn noch ein Stück des Weges.[3]

Vielfach war bei der Begrüssung und beim Abschied der Kuss, das alte Zeichen des Friedens, üblich.[4] Allmählich kamen zu diesen einfachen Umgangsformen schon solche der „höfischen Zucht". Zu Ende dieser Zeit gehörte die Unterweisung darin zu den wesentlichen Teilen der Erziehung eines ritterlichen Knaben.[5] Ein feines gesellschaftliches Benehmen wird als „morum elegantia" gerühmt und auch bei Geistlichen hervorgehoben.[6] Es erscheint schon

---

1. s. S. 97.

2. Ruodlieb VII, 45: In curtem mitram non deponebat et ensem.

3. s. Cap. IV.

4. St. Ulrichs Leben ed. Schmeller, v. 1057: Do sie mit kussen schieden sich. — Reinardus IV, 575:

> „praerimor et opto
> jungere matrinae basia justa meae;
> offero, tuque refer pacem," jamque ibat ad illam
> paulatim, veluti basia fida gerens.

Das Drama vom Antichrist, Ausg. Zezschwitz, Leipzig 1877. v. 361: Antichristus eo suscepto in osculum signans eum (den König der Franken, der sich ihm unterworfen hat).

5. s. Cap. I.

6. Hugonis Floriacensis Opera historica, M. G. SS. IX, 335,38;

als ein besonderer Besitz der höheren Stände;[1] im Gegensatz dazu steht die „burliche suchte und andere unzuchte."[2]

38; 376, 31. Ebonis V. Ottonis, Jaffé V, 592; 602. — V. Meinwerci, M. G. SS. XI, 108, 35. — V. Balderici, M. G. SS. IV. 735, 38.

1. Vita Bardonis major, M. G. SS. XI, 326, 2.

2. Heinrichs Litanei, Massmann, Dt. Ged. S. 56. v. 934.

Sechstes Kapitel.

Krankheit und Tod.

Krankheiten und verheerende Seuchen traten unter den Menschen in dieser Zeit bei weitem häufiger auf, als das zumeist im Zusammenhange mit der Natur sich abspielende Leben erwarten lässt. Die zahlreichen Berichte von epidemischen Krankheiten werden gewöhnlich mit ausserordentlichen Ereignissen in Verbindung gebracht, so mit Mond- und Sonnenfinsternissen und Kometen, aber auch mit Unwetter, Stürmen und Ueberschwemmungen, Dürre und Misswachs.[1] Zuweilen wird das Unheil geradezu als Folge des göttlichen Zornes, als Gottes Strafgericht dargestellt.[2] Welcher Art im einzelnen die verschiedenen Volkskrankheiten gewesen sind, können wir aus den ungenauen und allgemeinen Angaben nicht sicher entnehmen. Die regelmässige Bezeichnung ist pestis, pestilentia und ignis; es

1. Annales Brunwilarenses, M. G. SS. I, 100: (anno 1094) ignis magnus apparuit circa vespertinum tempus per totum mundum, et mortalitas magna facta est. — Chron. S. Andreae, M. G. SS. VII, 537, 20: Quod genus syderis, quod erunt bella, aut famem aut pestilentiam portendere solet. — Vita Wicberti, M. G. SS. VIII, 547, 6: Eius regiminis anno tertio maxima extitit hominum mortalitas, et in anno sequenti magna et inevitabilis annonae raritas.

2. Mrc. Ursmari, M. G. SS. XV, 838, 18: Perveniente ira Dei super filios incredulitatis, laborabat eo tempore et deficiebat genus humanum pestilentia mortalitatis.

findet sich auch: ignis sacer und incendium divinum.[1] Bei der Unbehilflichkeit und Ratlosigkeit der Menschen und bei dem niedrigen Stande der Heilkunde, sowie bei dem Mangel geordneter Vorsichtsmassregeln forderte eine jede Seuche zahllose Opfer. So berichten die Chronisten besonders aus dem Jahre 1094 über ein grosses Sterben in allen deutschen Landschaften.[2] Für die im einzelnen auftretenden Krankheiten dient häufig die allgemeine Bezeichnung febris.[3] Im übrigen werden uns von inneren Krankheiten Würmer, Dysenterie und Seitenstechen,[4] von äusseren Lepra, Miselsucht, Elephantiasis, ferner Gicht, Wassersucht, Paralysis, sehr häufig auch Nervenkrankheiten, Fallsucht, überhaupt Geisteskrankheiten genannt.[5] Wie der Krankheit im allgemeinen, so schien ganz besonders dem Wahnsinn für den naiven Menschen jener Zeit etwas Unheimliches, Dämonisches zu Grunde zu liegen. Ein Geisteskranker wurde

---

1. Ann. Wirziburgenses, M. G. SS. II, 246: pestilentia. — Mon. hist. Tornacens., M. G. SS. XIV, 297, 46: pestilentia illa que vulgo dicitur ignis. — Mrc. Ursmari, M. G. SS. XV, 837, 17: divinum incendium.

2. Ann. Brunwilarenses, M. G. SS. I, 100. — Bernoldi Chronicon, M. G. SS. V, 460, 20. — Cosmae Chron. Boemorum, M. G. SS. IX, 103. — Ekkehardi Chron., M. G. SS. VI, 207, 42.

3. V. Theoderici, M. G. SS. XII, 50, 18. — V. Meinwerci, M. G. SS. XI, 142, 22; 311, 31. — V. Heriberti archiep. Colon. M. G. SS. IV, 749, 44. — Mon. hist. Tornacens., M. G. SS. XIV, 302, 1. — Gesta Treverorum, M. G. SS, 181, 17. — Mon. hist. Tornac., M. G. SS. XIV, 287, 39.

4. V. Popponis, M. G. SS. XI, 316, 7. — An. Blandinienses, M. G. SS. V, 27, 44.

5. V. Popponis, M. G. SS. XI, 298, 39. — Mrc. Trudonis, M. G. SS. XV, 827, 29. — Gesta arch. Salisburgensium, M. G. SS. XI, 67, 23. — V. Bardonis major, M. G. SS. XI, 320, 35. — Kaiserchronik v. 5854. — Vita Friderici ep. Leod., M. G. SS. XII, 504, 16. — Mrc. Ursmari, M. G. SS. XV, 833, 4.

sehr gefürchtet,[1] man glaubte, böse Geister wohnten in ihm. Diese suchte man zu bekämpfen und hielt es deshalb für notwendig und für recht, den Kranken zu schlagen und zu fesseln.[2] Einzelne verständige Geistliche dachten hierüber anders. So erquickte ein mitleidiger Mönch einen Wahnsinnigen mit Wein und kühlte ihm die Stirn.[3] Wie freilich in der Regel das Los eines Irrsinnigen gewesen, zeigt uns der Bericht von jenem Unglücklichen, der in den Wald entsprungen war, aber wieder mit Jagdnetzen eingefangen und zurückgeschleppt wurde.[4]

Die Heilkunde befand sich noch in den ersten Anfängen ihrer Entwickelung. Doch hatte die Kirche bereits, hauptsächlich in den Klöstern, eine geordnete, ständige Krankenpflege eingerichtet. Es gab in diesen besondere heizbare Krankenstuben, sowie eine eigene Küche.[5] Mit welcher Sorgfalt und Hingebung man sich der Kranken annahm, zeigt uns das Beispiel der Adelheid und der Kaiserin Agnes.[6] Jene besuchte täglich die Kranken ihres Klosters, erquickte sie selbst mit Speise und Trank, rückte ihnen das Lager zurecht und nahm einen Anteil an ihnen, als wenn sie ihre eigenen Kinder wären.[7]

Der ärztliche Beruf wurde sowohl von Geistlichen wie von Laien ausgeübt. Unter diesen werden vornehmlich die jüdischen Aerzte als kunstreich und erfahren gerühmt.

---

1. Trsl. Servatii, M. G. SS. XII, 120, 33.
2. Mrc. Liutwini, M. G. SS. XV, 1268, 26. — V. Theogeri, M. G. SS. XII, 465, 1. — V. Heriberti, M. G. SS. IV, 747, 7. — Trsl. Servatii, M. G. SS. XII, 97, 7.
3. Mrc. Ottonis, M. G. SS. XII, 916, 13.
4. Mrc. S. Ottonis, M. G. SS. XII, 916, 4.
5. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 292, 15; 292, 40. — Reinardus, III v. 2097.
6. Bertholdi Annales, M. G. SS. V, 303, 43.
7. V. Adelheidis, M. G. SS. XV, 760, 6.

Einen solchen hatte Erzbischof Bruno an seinem Hofe,[1] und in Lüttich stand ein gewisser Moyses[2] in so grossem Rufe, dass von weither die Kranken zu ihm gebracht wurden.

Ueberhaupt war der Arzt sehr angesehen.[3] In schweren Fällen zog auch der erfahrene Fachgenossen zu Rate.[4] Infolge mancher Misserfolge aber wurde selbst der Laie bisweilen an der ärztlichen Kunst irre.[5] So lässt Adam von Bremen den Erzbischof Adalbert gerade durch die vielfach versuchten Arzeneien in noch schwereres Siechtum verfallen.[6]

Die Heilmittel waren zumeist sehr einfacher und allgemeiner Natur.[7] Das beliebteste war der Aderlass, der

---

1. F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen u. ihrer Zeit, Bd. VI, S. 438. — Gesta Treverorum, M. G. SS. VIII, 195, 2 fg.

2. Gesta abb. Trudon., M. G. SS. X, 332, 33.

3. V. Wilhelmi, M. G. SS. XII, 213, 9: peritissimi medici. V. Altmanni, M. G. SS. XII, 232, 40: sapiens medicus. — Das Aussehen eines Arztes: Reinhart, Reinhart Fuchs v. J. Grimm:

v. 1821. er nam eins arztes sac
v. 1824. er gienc als der bühsen treit,
beide nêlikîn und cinemîn,
er solde ein arzet sîn.
er truoc mange wurz unerkant.
einen stap nam er an die hant.

4. V. Altmanni, M. G. SS. XII, 232, 40: ut sapiens medicus interim conticuit, et secretum consilium cum sapientibus super hac re habuit.

5. Chron. Watinense, M. G. SS. XIV, 180, 12: Diversis tamen questibus lucrantur medici, diversis imposturationibus acquirunt medici, diversis modis se ipsos extrudunt medici, multis assertionibus promittunt, multis promissionibus fallunt.

6. M. Adami G. p. Hambg. ed. II, 1876. S. 141.

7. Reinhart v. 1888: irn sült tegelîche ezzen dirre lactwêrjen, die'r iu hât gesant. — ebd. v. 2225: mit guoten würzen, die er

bei den verschiedensten Krankheiten, selbst Zahnschmerzen angewendet wurde.[1] Im übrigen mussten eine sorgfältige Diät und Bäder das meiste thun, die Krankheit zu bekämpfen.[2]

Im Volke suchte man sich wohl vielfach durch althergebrachte Hausmittel zu helfen. So wies Otto von Bamberg den falschen Rat, seine erfrorenen Füsse mit warmem Wasser zu behandeln, zurück und half sich selbst, indem er die Füsse in kaltes Wasser steckte.[3] Doch in den meisten Fällen nahm man zu abergläubischen Mitteln oder zu den Heiligen seine Zuflucht. Sehr beliebt waren auch noch, wie in der Vorzeit, die Segen. So sprach man Augensegen, Wurmsegen und Blutsegen.[4] Bei der starken Zunahme der Heiligenverehrung dieser Zeit ist es erklärlich, dass die meisten Kranken statt irdischer Hilfe die ihres Heiligen aufsuchten.[5] Wachsbilder der kranken Körperteile wurden

---

hât; er ist ein erwelter arzât. — Trost in Verzweiflung, Ztschr. f. dt. Alt. XX. 349, v. 119: swâ man pflach guoter salben, daz man mir ein wênich streich dar an.

1. Mon. hist. Tornac., M. G. SS. XIV, 309, 31. — Herimanni Aug. Chron., M. G. SS. V, 116, 24. — M. Adami G. p. Hambg. ed. II, S. 142. — St. Ulrichs Leben ed. Schmeller, v. 1250.

2. Mon. hist. Tornac., M. G. SS. XIV, 284, 48fg.

3. Herbordi V. Ottonis, M. G. SS. XX, 767, 29.

4. Müllenhoff und Scherer, Denkmäler, Band I. Nr. 47, 2 u. 2b. Augensegen in einer Cambridger Handschrift des 12. Jhs., hrs. v. K. Weinhold, Ztschr. des Vereins f. Volkskunde Jhg. XI, H. 1.

5. Sudendorf, Registrum II, 34. Abt Erpo zu Siegburg schickt dem kranken Erzbischofe Anno von Köln Reliquien: Reliquias igitur, quas flagitastis, transmisi. In quibus quantum spei et solatii sit habendum, scribere uobis non grauarer, sed ipsa fidei vestrae deuotio — sibi vere fideliterque de illarum virtute persuasit. Habeant in vobis effectum secundum vestram fidem, secundum uestrum affectum. Praeterea uos etiam atque

am Altar der Heiligen aufgehängt, sowohl wenn man um die Hilfe des Heiligen flehte, als auch wenn die Bitte erhört war.[1]

Was Sitte und Brauch beim Sterben und bei der Bestattung betrifft, so hat diese Zeit wenig Eigentümliches aufzuweisen. Im wesentlichen sind die hierbei üblichen Gebräuche schon Jahrhunderte zuvor ausgebildet worden und werden in dieser Gestalt beibehalten.[2]

Man suchte wie früher dem Sterbenden die letzten Stunden zu erleichtern, indem man ihm das Glaubensbekenntnis vorsprach[3] und die Umstehenden Psalmen sangen. Man legte den Sterbenden auf eine Haardecke am Boden des Gemaches, auch wohl auf kreuzweis gestreute Asche.[4]

Der abgeschiedenen Seele musste das Läuten der Glocken das Geleit geben.[5] Um den Toten erhoben die Ueberlebenden laute und andauernde Klage, indem sie

---

etiam et maiorem in modum volo rogatos et admonitos, ut — medicum uobis undecunque comparetis.

1. Trsl. Firmini, M. G. SS. XV, 807, 53. — Mrc. Heriberti, M. G. SS. XV, 1259, 17. — Mrc. S. Gengulfi, M. G. SS. XV, 795, 46. — Mrc. Trudonis, M. G. SS. XV, 830, 8.

2. Ausführlich hat darüber gehandelt: L. Ruland, die Geschichte der kirchlichen Leichenfeier 1901, S. 169—204.

3. Ruodlieb VIII, 1 fg.

4. Anselmi Gesta ep. Leod., M. G. SS. VII, 208, 42. — V. Arnulfi, M. G. SS. XV, 896, 32. — V. Bardonis major, M. G. SS. XI, 340, 34. — J. Sass, Zur Kultur- u. Sittengesch. d. sächs. Kaiserzt. S. 77. — V. Popponis, M. G. SS. XI, 311, 39. — vgl. K. Weinhold, Zeitschr. d. V. f. Volkskd. Jhg. XI, H. 2: Dieser Brauch, Sterbende aus dem Bette zu heben und auf den Fussboden auf Stroh zu legen, ist noch heute in mehreren deutschen Landschaften erhalten.

5. Tractatus de ecclesia S. Petri Aldenburgensi, M. G. SS. XV, 870, 34. — Tungdalus, Hahn, Ged. 44, 14.

sich dabei gegen die Brust schlugen und das Haar zerrauften.[1]

Die Leiche wurde gewaschen,[2] sorgfältig gekleidet und auf eine Bahre gelegt. Vornehme liessen den Leichnam ihrer Angehörigen einbalsamieren.[3]

Bei dem Toten wurde die Leichenwache gehalten,[4] zunächst drei Tage lang, dann am siebenten und dreissigsten.

Die Beisetzung, gewöhnlich in den nächsten drei Tagen, geschah, wenn irgend möglich, in der Kirche oder möglichst dicht dabei.[5] Bei grossen Seuchen aber mussten die Toten massenhaft in grossen Gruben bestattet werden[6], und auf hoher See wurde die Leiche ins Meer versenkt.[7]

Man legte dem Toten Bleitäfelchen in den Sarg, die seinen Namen trugen.[8] Handwerkern wurden die Zeichen

---

1. V. Annonis, M. G. SS. XI, 502, 41. — V. Theoderici Andag., M. G. SS. XII, 57, 6. — vgl. G. Zappert, Ueber den Ausdruck des geistigen Schmerzes im Mittelalter. Denkschr. d. phil. Kl. d. k. k. Akad. zu Wien, V, 73.

2. V. Bardonis major, M. G. SS. XI, 341, 4. — V. Richardi, M. G. SS. XI, 290, 8fg. — V. Friderici ep. Leod., M. G. SS. XII, 506, 9. — St. Ulrichs Leben v. 1508fg.

3. V. Wicberti, M. G. SS. VIII, 515, 13.

4. Fund. Brunwilar., M. G. SS. XIV, 135, 8. — Gesta arch. Salisburg., M. G. SS. XI, 62, 5. — Anon. Haserensis, M. G. SS. VII, 263, 28. — V. Richardi, M. G. SS. XI, 290, 8. — Heinrich v. Melk, Erg. v. 570fg.

5. Kaiserchronik v. 13837. Mon. hist. Tornac., M. G. SS. XIV, 277, 16.

6. Bernoldi Chronicon, M. G. SS. V, 460, 20fg.

7. Trsl. Servatii, M. G. SS. XII, 117, 14. — V. Gerardi Tull., M. G. SS. IV, 488. 51.fg.: corpus defuncti — ut mos est, pelagi fluctibus dari.

8. V. Arnulfi, M. G. SS. XV, 897, 36. — Anselmi Gesta ep. Leod., M. G. SS. VII, 210, 45.

ihres Berufes wenigstens auf dem Grabsteine angebracht.[1] Das Grabdenkmal, in der Regel von Stein, wurde, wenn möglich, innerhalb der Kirche oder doch wenigstens aussen an der Kirchenmauer errichtet.[2]

Die Ueberlebenden pflegten das Gedächtnis des Abgeschiedenen durch Seelenmessen, die alljährlich am Todestage gelesen wurden, und machten dafür der Kirche reiche Zuwendungen.

---

1. V. Meinwerci, M. G. SS. XI, 113, 2; Bischof Meinwerc: fieri mandans ei in cripta iuxta murum monumentum ponens ad capud eius trullam eius et mallum ad posteritatis monimentum, per tantae humilitatis et pietatis excellentiam magnam sibi acquirens operantium sibique famulantium benivolentiam.

2. Chron. S. Andreae, M. G. SS. VII, 542, 47; 546, 14. Heinrich von Melk, Erg. 665. — Mon. hist. Tornac. cont., M. G. SS. XIV, 322, 38: episcopus defunctus in ecclesia ... cum magno honore sepelitur, et de candido marmore ymago eius super sepulchrum eius sculpitur.

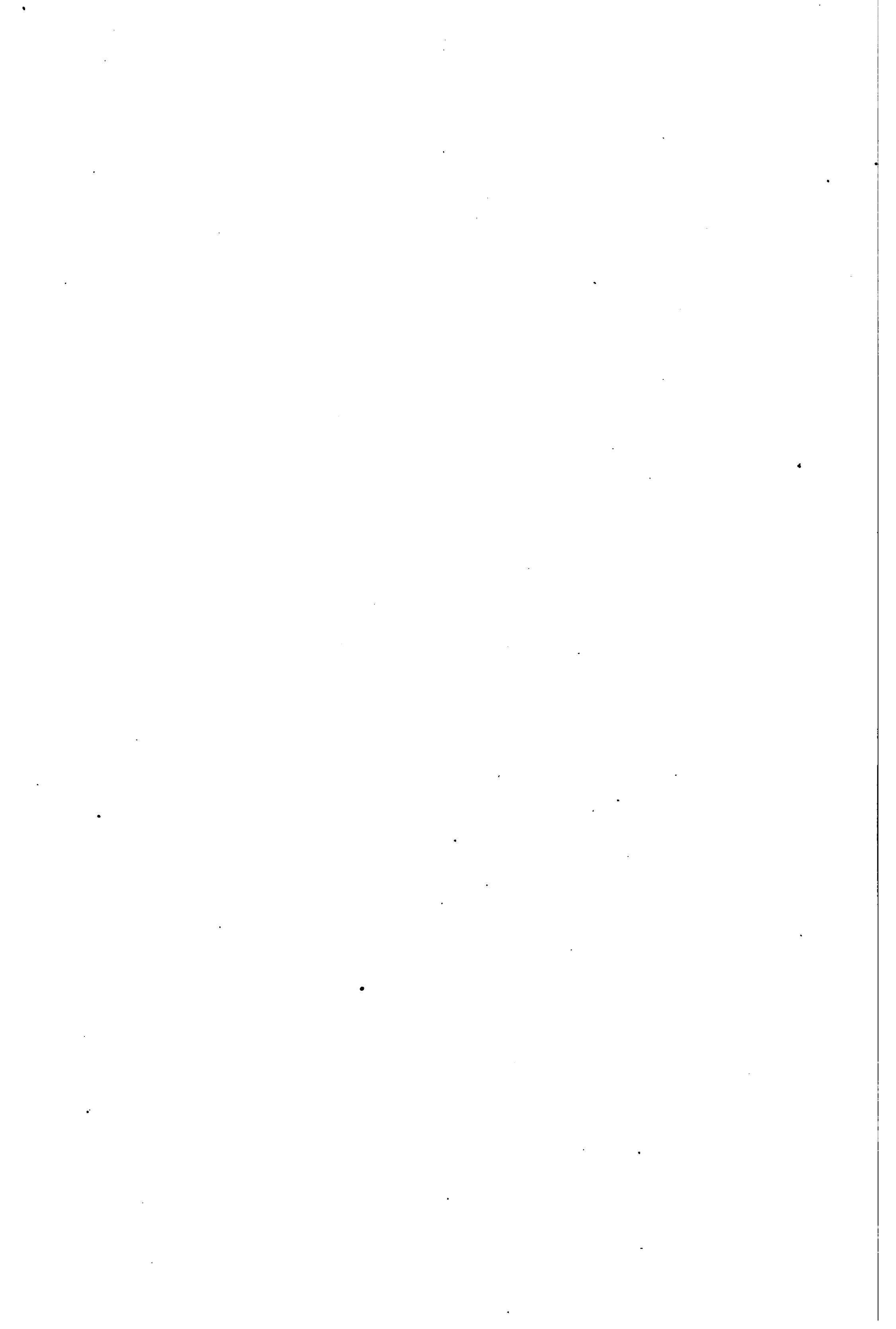
Berichtigungen.

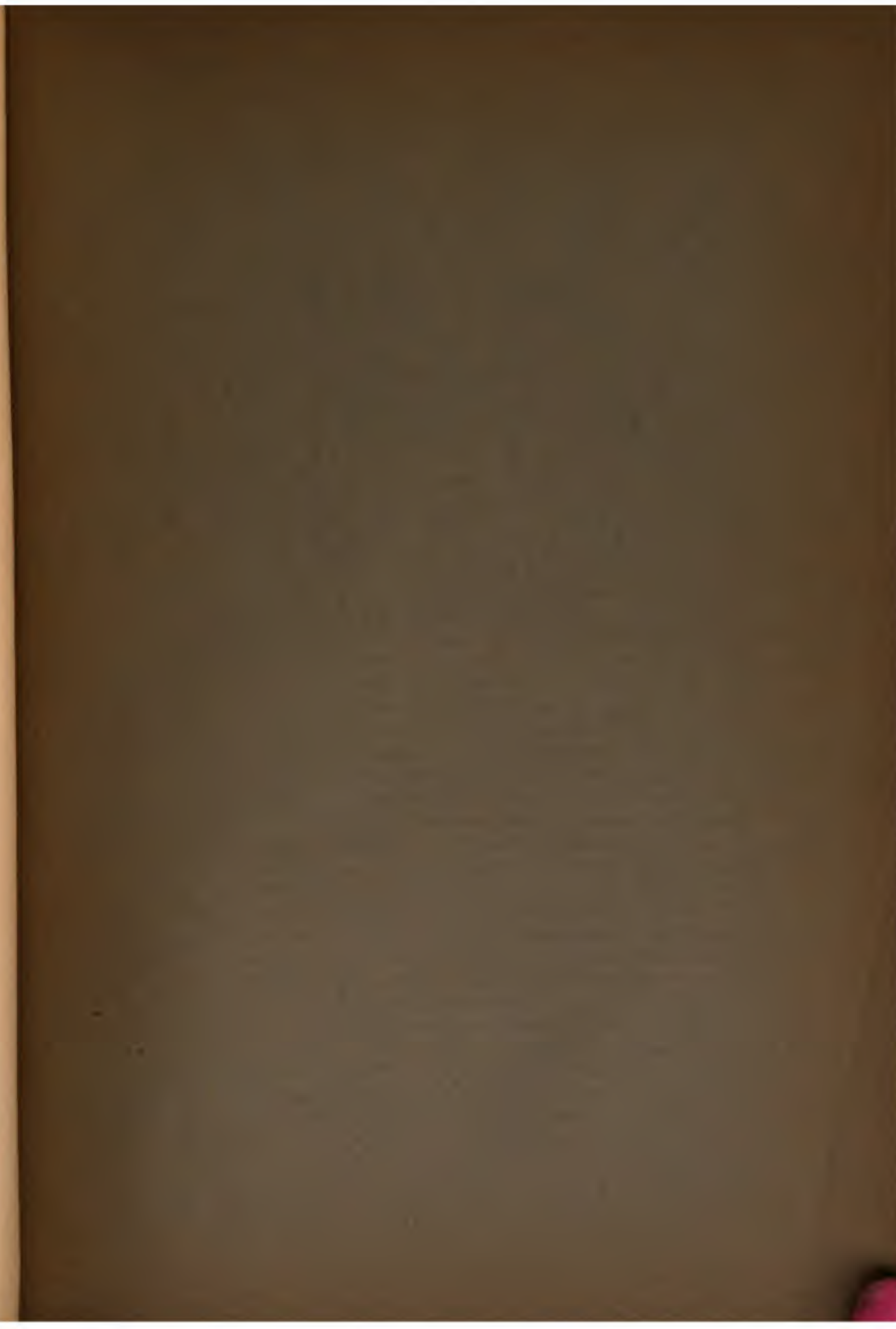
S. 17 Anm. 3 Z. 1 v. u.: lies iugulabant. — S. 18 Anm. 1 Z. 3: bis statt his. — S. 22 Anm. 5 Z. 3: muss „—“ hinter „cum“ fehlen. — S. 56 Z. 14: „hat“ statt at. — Z. 15 verstanden. — S. 64 Anm. 3 Z. 5: duce cum. — S. 65 Z. 5: Hausvater. — S. 66 Anm. 6 Z. 4: introitum. — S. 69 Z. 2 v. u.: kürzen[7]. — S. 110 Anm. 1 Z. 1.: „7299“ statt „729“ u. „246, 20“ statt „246, 9 20“.

Abkürzung.

M. G. SS. = Monumenta Germaniae historica, Scriptores.

Druck von E. Ebering, Berlin.





Historische Studien.

Heft 11. Abt Suger von Saint-Denis 1081—1151. Von Dr. Otto Cartellieri . . . . Mk. 5,—
Heft 12. Hardenberg und die dritte Koalition. Von Dr. Karl Hansing . . . . Mk. 3,—
Heft 13. De regno Italiae libri viginti von Carlo Sigonio. Von Dr. Alfred Hessel . . . . Mk. 2,40
Heft 14. Ueber die Anfänge der Signorie in Oberitalien. Von Dr. Ernst Salzer . . . . Mk. 8,—
Heft 15. Erzh. Johann bei Wagram. Von Dr. K. Simon. Mk. 1,50
Heft 16. Die Kriegführung des Erzherzogs Carl. Von Dr. Heinrich Ommen . . . . Mk. 4,—
Heft 17. Wer hat Moskau im Jahre 1812 in Brand gesteckt? Von Dr. Gantscho Tzenoff . . . . Mk. 3,60
Heft 18. Ludwig der Aeltere als Markgraf von Brandenburg (1323—1351). Von Dr. F. W. Taube . . Mk. 4,—
Heft 19. Untersuchungen über die Beziehungen Albrechts I. zu Bonifaz VIII. Von Dr. Alfred Niemeier . Mk. 5,—
Heft 20. Der Kampf zwischen Papst Innocenz IV. u. Kaiser Friedrich II. Von Dr. Hans Weber . . . . Mk. 2,80
Heft 21. Kaiser Friedrich II. und die römischen Cardinäle. i. d. J. 1227 bis 1239. Von Dr. Ferdinand Fehling. Mk. 2,40
Heft 22. Die Stellung der Kurfürsten zur Wahl Karls V. im Jahre 1519. Von Dr. Bernhard Weicker. Mk. 11,20
Heft 23. Die Politik der Schmalkaldener vor Ausbruch des schmalkald. Krieges. Von Dr. A. Hasenclever. Mk. 7,—
Heft 24. Versuche ein. allg. Volksbewaffnung in Süddeutschl. während d. J. 1791 bis 1794. Von Dr. W. Wendland. Mk. 6,—
Heft 25. Die Besetzung der Deutschen Bistümer unter der Regierung Kaiser Friedrichs II. (1212—1250). I. Von Dr. Herrmann Krabbo . . . . Mk. 4,80
Heft 26. Das Itinerar Kaiser Heinrichs III. 1039—1056. Von Dr. Ernst Müller. . . . . Mk. 3,60
Heft 27. Der Apenninenpass des Monte Bardone und die deutschen Kaiser. Von Dr. Ludwig Schütte. Mk. 4,—
Heft 28. Die Schlacht bei Leuthen. Von Dr. P. Gerber. Mk. 3,20
Heft 29. Der Kampf der Gegenkönige Ludwig u. Friedrich um das Reich bis zur Entscheidungsschlacht bei Mühldorf. Von Dr. Heinrich Schrohe. . . . Mk. 8,—
Heft 30. Zur Kunde des deutschen Privatlebens in der Zeit d. salischen Kaiser. Von Dr. Johannes Kunze Mk. 3,60
Heft 31. Melanchthons Haltung im schmalkaldischen Kriege. Von Dr. Curt Christmann. . . . . Mk. 4,—



